

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 126 (1948)

Artikel: Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel : die Altstadt Gross-Basel
Autor: Kaufmann, Rudolf
Kapitel: Die bischöfliche Stadt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE BISCHÖFLICHE STADT

Der Martinszinsbezirk

Es liegt nicht im Rahmen unserer auf die allgemeinen Züge der Baugeschichte beschränkten Darstellung, die Entwicklung der städtischen Organisation auch im Aufbau der Rechtsordnung zu verfolgen. Heusler und Wackernagel bieten als berufene Kenner über diese sehr interessanten und für die Eigenart der mittelalterlichen kulturellen Verhältnisse bedeutsamen Bestimmungen ausreichend Auskunft. Für unsere Zwecke genügt die Erwähnung des Martinszinsbezirkes. Wann und unter welcher Begründung die Erhebung dieser von jeder städtischen Hofstatt (Liegenschaft) an den Bischof als Stadtherrn zu entrichtende Abgabe eingeführt worden ist, kann mit Gewißheit nicht erklärt werden. Sicherlich ist er das älteste Zeugnis für die frühmittelalterliche Quartierorganisation. Wichtig ist im vorliegenden Zusammenhange, daß die örtliche Begrenzung dieses Zinsbezirkes bis 1524 unverändert beibehalten blieb und somit Aufschlüsse über Größe und Gliederung der frühmittelalterlichen Stadt enthält. Denn bei der Einführung der Abgabe mußte selbstverständlich auf die vorhandene Stadtanlage und auf die Art der Bebauung abgestellt werden.

Jährlich auf Martini waren für die ganze vierzig Fuß «weite» (ob Breite oder Tiefe ist nicht bekannt) Hofstatt vier Pfennige zu bezahlen, für die halbe zwei. Im Unterschied zur modernen Freiheit in der Festsetzung von Parzellengrößen (das Basler Straßengesetz von 1937 schließt einzig im Falle der Zonenexpropriation die Bildung von neuen Parzellen aus, die weniger als 140 m² oder eine Fassadenlänge von weniger als 6 m erhalten würden) war damals die – im Altstadtgebiet noch heute deutlich erkennbare – Beschränkung auf bestimmte Einheitsmaße üblich. Die Basler Hofstatt von vierzig Fuß «weite» war kleiner als die in der Handveste von 1157 den Siedlern in der gegründeten Stadt Freiburg im Uechtland zugewiesenen, denn jene umfaßten, wie später in Bern (1218), ein Areal von 60 auf 100 Fuß, auch kleiner als in der ebenfalls gegründeten Stadt Freiburg im Breisgau (50 auf 100 Fuß). Die kleinteiligere, durch älteren Brauch und den beschränkten Raum in der Talstadt gebotene Parzellierung bleibt auch typisch für die später auf städtischer Allmend erbaute Steinenvorstadt; dort enthielten die Hofstätte nur «drißig füße an der breiti und fünfzig füße an der lengi» (1314).

Abgabepflichtig waren – abgesehen von der Befreiung der Domherren, übrigen Priester und der Amtleute, soweit sie selbst die Liegenschaften bewohnten – einzig jene Teile der Stadt, die bereits aus anderen Gründen als die ältesten zu gelten haben. Ausgenommen blieben, weil erst später entstanden, die Häuserblöcke zwischen Spalenberg, Hutgasse, Gerbergasse, Heuberg und zwischen der oberen Freienstraße und dem Birsig. Auch das Gebiet oberhalb der Petersgasse gegen den Graben scheint nicht zum Martinszinsbezirk gehört zu haben, denn hier wurde wie von den Liegenschaften in der St. Johannsvorstadt der «Eptinger Hofzins» erhoben. Der Mittelpunkt der frühmittelalterlichen Talstadt lag also deutlich im Quartier um den Fischmarkt, wo bezeichnenderweise keinerlei Spuren einer ursprünglichen bischöflichen Grundherrschaft vorzufinden sind. Am Rande standen die Kapellen von St. Andreas (auf dem heutigen Andreasplatz, noch in späterer Zeit mit eigenem Kirchhof und Glockenturm, darum wohl ursprünglich mit pfarrkirchlichen Funktionen ausgestattet) und die des Patrons der Seeleute und Schiffer, des irischen Heiligen Brandan (auf dem ehemaligen Blumenplatz, bei der heutigen Einmündung der Spiegelgasse in den Blumenrain); ihre Benennung und die Überlieferung weisen auf ein hohes Alter.

Die Stadtmauer des Bischofs Burchard

In einem zwischen 1101 und 1103 im Cluniacenserpriorat St. Alban verfaßten Bericht über die 1083 erfolgte Gründung und den Besitzstand des Klosters wird unter den Verdiensten des Stifters, des Bischofs Burchard von Hasenburg, die Errichtung des «Mauergefüges» um die Stadt Basel erwähnt, zum Schutz gegen nächtliche Überfälle, wobei freilich der Chronist seinen Zweifel an der Widerstandsfähigkeit nicht verhehlte. Die Stadtmauer ist demnach um 1080 entstanden, in einer für Basel politisch besonders ereignisreichen Zeit und übrigens ungefähr gleichzeitig wie in Tournai (zwischen 1054 und 1090), Brügge (vor 1089), Gent, Douai, Ypern (je vor Ende des 11. Jahrhunderts). Mit diesen Beispielen, sowie mit Köln, Namur, Verdun und Lüttich, deren Ummauerung schon im späten 10. Jahrhundert ausgeführt worden war, gehört somit Basel zur ältesten Gruppe befestigter mittelalterlicher Städte im Norden. Erst im Verlaufe des 12. Jahrhunderts wurden zum Beispiel Trier, Utrecht, Metz, Brüssel, Löwen, Antwerpen, Amiens, Rouen, Troyes und Dijon befestigt.

Der Verlauf der Burchard'schen Stadtmauer ist vielleicht durch das unter dem ehemaligen Hause Fischmarkt Nr. 12 festgestellte alte Mauerwerk wenigstens an einer Stelle gesichert. Unter diesem alten, nicht zum abgebrochenen Hause gehörenden Mauerwerk kamen vereinzelte Balken der Fachwerkbauten aus der sogenannten «oberen Lederschicht» des frühmittelalterlichen Handwerkerquartiers am Petersberg zum Vorschein (Ganßer). Da die «obere Lederschicht» bis in das 11. Jahrhundert reicht, scheint das Gebiet nicht lange unbenützt geblieben zu sein.

Burchard
Mauer
1080
1103

Für die weitere Erforschung der Stadtmauer hat A. Bernoulli den Weg gewiesen. Aus der Kombination von verschiedenen Überlieferungen (Martinszinsbezirk, Pfarrgrenzen, Türme) kann nämlich der übrige Verlauf mit einiger Wahrscheinlichkeit erschlossen werden. Denn noch stärker als Straßenfluchten haben sich überall Gemeindegrenzen als Konstanten in der baulichen Entwicklung der Städte erwiesen, sie erinnern über viele Jahrhunderte hinaus an ursprüngliche Verhältnisse. So wird es auch nicht zufällig sein, daß in zwei typischen Abschnitten die Grenze des Martinszinsbezirkes mit den späteren Grenzen zwischen den Pfarrgemeinden zusammenfällt: der Spalenberg und ein Rünselin aus dem Rümelinbach hinter den Gebäuden auf der Nordseite der Hutgasse bildeten seit 1230 die Trennungslinie zwischen St. Leonhard und St. Peter; Pfluggasse und Fahnen-gäßlein schieden (nachweisbar seit 1256) die Gemeinden von St. Martin und St. Alban. Als dritter wichtiger Abschnitt dazwischen ist bereits seit 1102/1103 der Birsig bezeugt. Bischof Burchard hatte dem Kloster St. Alban die pfarrlichen Befugnisse in der Stadt «wie sie der Fluß Birsig begrenzt» übergeben, also mit einer ausdrücklichen Einschränkung, die das Bestehen einer weiteren Pfarrei außer St. Martin geradezu voraussetzt. In Verbindung damit sind sodann die Richtung und Größe der Gassen, die Form der Quartiere und nach dem Vorschlag von A. Bernoulli die in späteren Akten noch überlieferten Bezeichnungen alter Türme in Betracht zu ziehen. Letztere freilich mit Vorsicht. Denn einzig dort, wo diese Türme an Orten standen, die auch sonst als Grenzpunkte überliefert sind, darf ihre Zugehörigkeit zu einer Stadtbefestigung angenommen werden. Die übrigen aber waren Wohntürme, Behausungen der bischöflichen Ministerialen. Sie bestimmten in baulicher Hinsicht durch ihre Anzahl das damalige Stadtbild und verschwanden, nachdem 1180 die Errichtung von «Wicburgen» praktisch untersagt worden war.

Demnach hätte die Burchard'sche Stadtmauer, bei der Schifflande (beim ehemaligen Salzturm unterhalb der Birsigmündung) beginnend, hinter der jetzigen Spiegelgasse und hinter den Häusern an der Stadthaus- und Schneidergasse entlang zum Schalatzurm an der Nordecke des Andreasplatzes geführt, von dort außerhalb des südlichen Seitenarmes des Imbergäßleins (vielleicht ein Überrest des Rondenweges) zum roten Turm am unteren Ende des Spalenberges und durch die Hutgasse zum Birsig; auf dem rechten Birsigufer aufwärts bis zum Lallo-Turm am Ende der Pfluggasse, alsdann dieser Gasse und dem Fahnegäßlein entlang hinauf bis an den Fuß des jetzigen Schulhauses zur Mücke. Der nach Süden vorspringende Teil der Oberstadt auf dem Münsterhügel scheint weiterhin durch die alte Castrummauer oder eine an ihre Stelle getretene frühmittelalterliche Anlage geschützt gewesen zu sein. Mit diesem vermuteten Verlauf stehen auch die vier in alten Rechtsbräuchen überlieferten «Kreuzstraßen» in sinnvoller Beziehung. Noch bis in das 16. Jahrhundert wurden die in der Stadt zum Tode Verurteilten vor ihrer Hinrichtung an die nachfolgenden vier Orte geführt: Vor die «Genß an den Spallen» (unteres Ende des Spalenberges), an den «Fißmert», an die «Rinbruck» und vor den «Spittel» (unteres Ende des Münsterberges), also an die ursprünglichen Grenzen der Burchardschen Stadt.

Die Vergrößerung der Stadt schloß – wie zu erwarten – am ältesten, vornehmlich gewerblich genutzten Teil der Talsiedlung an. Auf dem linken Birsigufer boten die reichlichen Quellen günstige Bedingungen für die auf das Wasser angewiesenen Handwerker, auf dem rechten Ufer, beidseitig der großen Talstraße, wichtig als Zufahrt für den Fernverkehr über den Rhein, war die Lage besonders vorteilhaft für Gewerbe mit Kunden aus einem größeren Einzugsgebiet (Abb. 1).

Die Ordnungsprinzipien in der Stadtanlage

[Basel galt 1090 als eine «volksreiche Stadt» (vita S. Udalrici prioris Cellensis); im 12. Jahrhundert muß es erneut erheblich zugenommen haben. 1118 weihte Bischof Rudolf die von Diakon Ezelin außerhalb der Stadt auf dem Sporn eines Hügelzuges erbaute St. Leonhardskirche. Die Wahl dieses Ortes ist sicherlich nicht ohne Vorbedacht erfolgt. Einmal stand zu erwarten – oder war vielleicht teilweise bereits eingetreten – daß bei weiterem Wachstum der Stadt in erster Linie das Gebiet am Birsig oberhalb der heutigen Hutgasse beansprucht und infolgedessen in dieser Gegend eine Kirche benötigt werde. Sodann ist die Stelle, an welcher sich heute der Lohnhof befindet, seit langer Zeit schon bedeutungsvoll gewesen.] Dafür sind verschiedene Anzeichen vorhanden. Bis in das 16. Jahrhundert hinein hat sich die Überlieferung von dem sagenhaften Schloß Wildeck erhalten. Das Vorhandensein von Bauten war wohl auch der Grund, warum die Kirche 1118 nicht am Ende des Spornes errichtet worden ist. In der Nähe muß sodann schon früh ein vielbegangener Weg vom Tal auf die Höhe und nach Westen in das Land hinaus geführt haben. Für die Existenz dieser Route und ihre Wichtigkeit zu einer Zeit, als sie noch außerhalb der Stadt lag, liegen drei interessante Beweise vor: Das von den Augustinern vom Großen St. Bernhard noch im 13. Jahrhundert unterhaltene Hospiz an der Ecke Heuberg und Leonhardsberg (heute Teil der Liegenschaft Leonhardskirchplatz Nr. 2), die unterhalb des Hospizes am Leonhardsberg bis 1600 vorhandene, dem heiligen Oswald, dem Patron der Pilger und Reisenden geweihte Kapelle (nach dem Abbruch wurde der Platz zur Vergrößerung des Gottesackers aufgefüllt und mit einer Stützmauer umzogen), sodann am Fuße des Leonhardsberges das Spital.

Auch an diesem Punkte wird die aus historischen Quellen erwachsene Vorstellung wiederum entscheidend ergänzt durch Untersuchungen über die konstruktiven Grundlagen des heutigen Stadtbildes. Kantonsbaumeister Maurizio wird darlegen, daß in der Stadtanlage von Basel neben den Ergebnissen der römischen Landvermessung noch andere Dispositionen überliefert sind, die schon in vorgeschichtlicher Zeit einsetzten und bis in das 12. Jahrhundert beibehalten und weiter entwickelt wurden. Diese nicht-römischen Bestandteile eines Ordnungssystemes, auf welchem die in gewissem Sinne regelmäßige Anlage der mittelalterlichen Stadt beruht, sind in einer Anzahl von Bauten überliefert,

die als Fixpunkte zu gelten haben. Ihre Lage, Orientierung und Beziehung untereinander wird durch Richtungslinien (Nord-Süd, Ost-West) bestimmt. Daß es sich dabei nicht um zufällige Übereinstimmungen handelt, ergibt sich aus der großen Zahl der in Basel feststellbaren Richtungslinien und aus dem Nachweis ihrer Anwendung an anderen Orten (Olten, Brugg, Baden). Das auf der Beobachtung der Gestirne und auf der Wertschätzung der vier Himmelsrichtungen beruhende System ist seiner Art nach uralt und verträgt sich gerade wegen seines vorwiegend symbolischen Gehaltes vorzüglich mit der mittelalterlichen Denkweise. Als sicher darf demnach gelten, daß jede Erweiterung der mittelalterlichen Stadt unter Respektierung altüberlieferter Bräuche und Regeln erfolgt ist. Das erklärt auch wiederum etwas mehr den einheitlichen, organischen Charakter des ganzen alten Stadtbildes, dessen Teile sukzessive und aus typisch additivem Denken entstanden und aneinander gereiht worden sind. Dieses allmähliche Entstehen vollzieht sich nach einer besonderen Ordnung, die mit dem nach heutigen Begriffen planmäßigen Vorgehen kaum etwas gemein hat. Denn nicht die endgültige Gestalt des Ganzen steht zu Beginn der jeweiligen Planung schon fest, sondern der nächste Teil wird für sich konzipiert, so daß er sich den älteren natürlich anschließt. Die zum Beispiel unter sich und in ihrer Stellung zur mittelalterlichen Stadt regelmäßig angeordneten vier Kirchen auf den beiden Hügelzügen, das Münster, St. Martin, St. Peter und St. Leonhard, sind sukzessive und unter sehr verschiedenen Voraussetzungen entstanden, teilweise an Stelle früherer nicht-christlicher Kultstätten. Also nicht nach einem ursprünglichen, die spätere städtische Entwicklung vorausschauenden Plan, sondern aus der jeweiligen, durch alte Bräuche bestimmten Auswertung der Verhältnisse, mit dem Willen, das Neue dem Bestehenden als vollgültiges Glied anzufügen. Auch die Fixierung der wichtigen Punkte erfolgte nicht durch systematische Bodenvermessung wie bei den Römern, sondern wohl lediglich mit Hilfe von Sichtverbindungen. Die Ordnungsprinzipien sind somit aus der unmittelbaren Anschauung abgeleitet, und das mit ihrer Hilfe errichtete Werk entfaltet seine Eigenart in den vielfältigen, mitunter erstaunlich ausgeklügelten, sichtbaren Beziehungen seiner Teile untereinander.

Dieses System umfaßt in erster Linie die kirchlichen Bauten, erstreckt sich aber auch auf profane Gebäude. Vor allem die Gotteshäuser sind stets, durch Richtungslinien mit den überlieferten Fixpunkten in einfachen geometrischen Figuren (Rechtecke) verbunden, dort errichtet worden, wo sie im gesamten Stadtbild oder doch wenigstens in den benachbarten Stadtteilen am meisten in Erscheinung treten und auf diese Weise als Dominanten ihre symbolische Bedeutung für die städtische Gemeinschaft eindrücklich bekunden. In einer interessanten Studie über die Kirchtürme und die alte Stadtbaukunst in Basel hat Architekt F. Lodewig außerdem gezeigt, wie – ziemlich gleichmäßig überall in der Stadt – aus allen Straßen und Gassen und von den Plätzen her stets ein Kirchenbau das Blickfeld beherrschte. Das abstrakt-gesetzliche, ursprünglich gewiß kultisch motivierte Schema der Richtungslinien fand damit eine vor allem sinnfällige Ergänzung. Noch ein verhältnismäßig spät entstandenes Beispiel, nämlich der Wehrbau des St. Johann-Tores aus dem

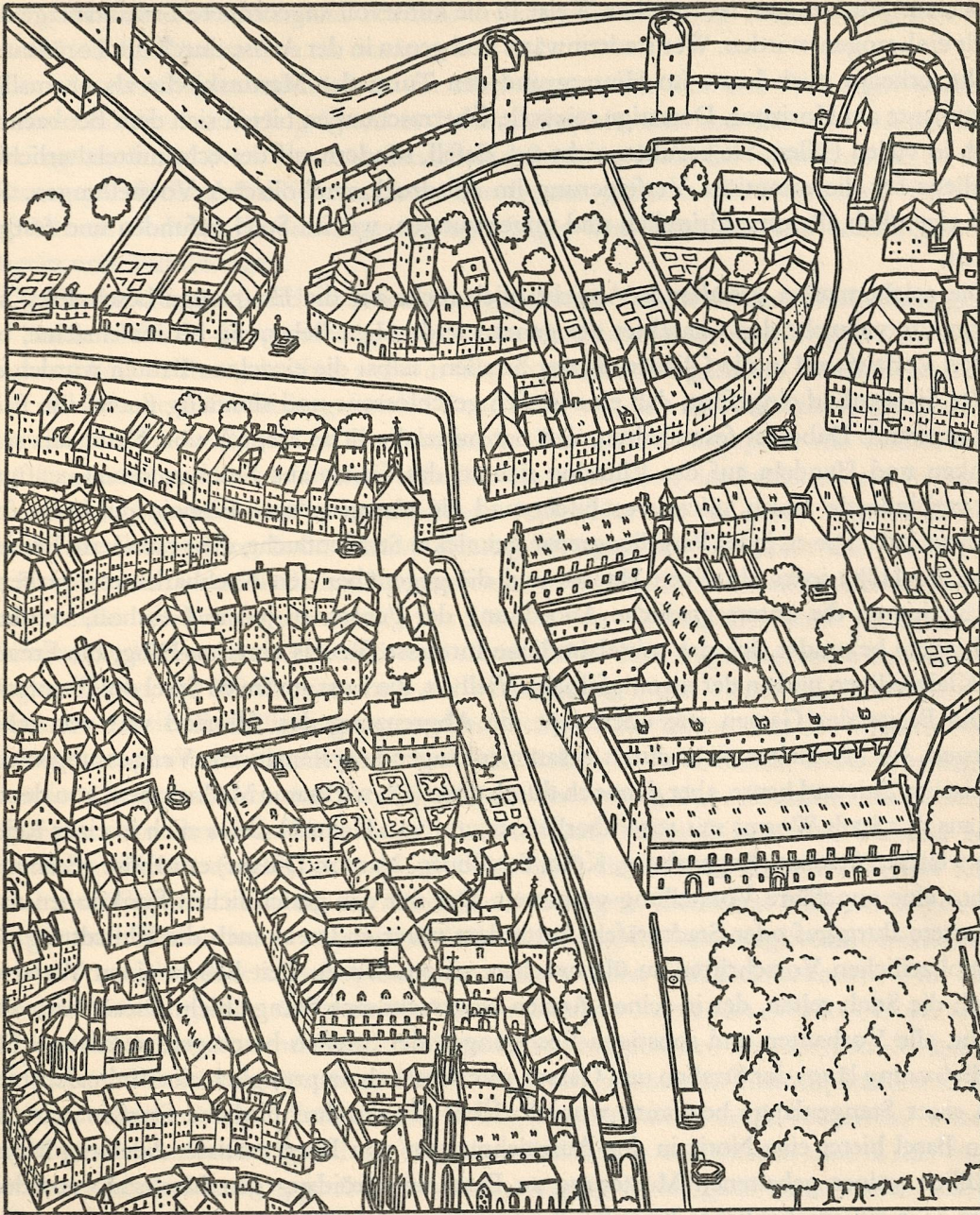


Abb. 4. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der südliche Teil des Quartiers um St. Peter bis zum Spalenberg

späten 14. Jahrhundert, ist auf diese Weise in die kunstvoll angeordnete Gesamtanlage der Stadt einbezogen worden. Wer stadteinwärts und genau in der Achse durch die Toröffnung blickt, erkennt noch heute im Hintergrund den Turm der Martinskirche als ehemalige Dominante am Horizont. Derartige reizvolle Überraschungen bieten sich dem Beobachter noch in vielen Fällen. Sie beruhen nicht auf Zufall, sondern auf der echt mittelalterlichen Vorliebe für die minutiöse Verfeinerung im Ausdruck symbolischer Vorstellungen. Sie sind eigentlich alle unaufdringlich und ungezwungen, wie im Spiel gefunden und festgehalten.

Die solchermaßen gestaltende Absicht blieb nicht auf die Hauptzüge beschränkt, sie bestimmte vielmehr den Charakter der ganzen städtischen Bebauung bis ins einzelne, bis in den Verlauf und in die Gliederung der Straßen; selbst die einzelnen Bauten wurden so in das Straßenbild eingefügt, daß eine in sich geschlossene und sinnfällig unterteilte Einheit entstand. Dabei ist festzuhalten, daß der mittelalterliche Mensch von Natur aus sein Denken und Handeln auf das Einzelne richtet, das Ganze aus Stücken zusammenfügt, die verbindende Form sukzessive bildet und die übergeordnete Einheit gleichsam freiwachsen läßt. Die an jeder Parzellengrenze geknickte Straßenflucht, die gesonderte Bemessung der Höhe jedes einzelnen Hauses und die gegenüber den Nachbarbauten variierte Dachneigung, die unterschiedliche Anordnung der Fenster in jedem Geschoß, in allem und jedem bekundet sich das mittelalterliche Interesse für das einzelne Ding, die Freude am Kleinteiligen und an der mannigfaltigen Vielheit, die Lust am freien Spiel der Phantasie.

Die Breite der Gassen wie überhaupt die Abgrenzung der Allmend war von jeher geregelt. Im Mittelalter nicht durch zusammenhängende systematische Vermessung wie in römischer Zeit und heute, aber dennoch durch praktisch wirksame Maßnahmen, von denen das aus der Stadt Worms seit 1070 überlieferte und von Heinrich Boos auch in einer Reihe von weiteren Städten (Regensburg, Köln, Straßburg, Namur, Dinant) erwähnte «Stangenrecht» eine ungefähre Vorstellung vermittelt. Der mit den gerichtlichen Funktionen ausgestattete Burggraf oder Stadtpräfekt hatte dort unter anderem auch die Einhaltung der baupolizeilichen Vorschriften zu überwachen. «Von Zeit zu Zeit ließ er einen Vertreter durch die Stadt reiten, der in seinen Armen wagerecht eine Stange hielt. Dieser hatte das Recht, alle Vorbauten und sonstigen Beengungen der Straßen beseitigen zu lassen.» Für die Bebauung längs der Straßen und Gassen war demnach ursprünglich ein Minimalabstand von einer Stangenlänge bestimmt worden. Über die durchschnittliche Straßenbreite im alten Basel bietet eine Notiz in den Aufzeichnungen von Bürgermeister Adelberg Meyer anlässlich «einer gehaltenen Musterung zu Basel und fröidzug gen Liechstal» aus dem Jahre 1540 ein anschauliches Bild: Bei der Erstellung der Zugsordnung kamen je «7 man in ein glid; mocht nit mer sin von wegen der Gassen in der stat». In zwei anderen zeitgenössischen Berichten wird übereinstimmend sogar eine noch geringere Zahl angegeben: «allweg 5 in einem Glydt» in den *Analecta Urstisii* aus dem verlorenen Teil des Tagebuches von Peter Gast, sowie «in yedem Glid 5 man» in der anonymen Chronik bei

Conrad Schnitt. Der Anonymus erwähnt indessen wie Adelberg Meyer «in yedem Glid 7 man» bei der Rückkehr in die Stadt.

Die weiteren Eigentümlichkeiten der alten Gassen, ihr Auf und Ab in gewundenem Verlauf und ihre vielfach geknickten Fassadenfluchten sind aus der naturnahen, landschaftsgebundenen Form der mittelalterlichen Stadt und aus der «brauchmäßigen Baugesinnung» (Richard Weiß) erwachsen. Die Gassen gleichen den Feldwegen. Richtung und Niveau sind dem Boden angeschmiegt, folgen den Hebungen und Senkungen, den Hügeln und Talbildungen.

Die Parzellierung paßt sich dem natürlich gegebenen Verlauf an. Ihre Markierung gegen die Straße bleibt in der geradlinig ausgesonderten Flucht jeder Fassade gewahrt. Dieses Merkmal findet sich regelmäßig, sogar in Gassen mit deutlich geradem Verlauf. Auch dort wird die Parzelle durch leicht geknickte Anschlüsse von den benachbarten abgetrennt. Im Hinterland ist in der Regel ihre Form ebenfalls dem Gelände angepaßt. Als Ganzes resultiert daraus die ungemein reich unterteilte Gesamterscheinung der Bauten. Diese Schönheit des mannigfaltig geformten mittelalterlichen Stadtbildes hat der große italienische Baumeister der Renaissance, Leon Battista Alberti, als erster bewußt erfaßt und – außer für die Hauptstraßen – zur Nachahmung empfohlen. Aus ästhetischen und praktischen Gründen verdiene die Schlangenwindung der Straßen den Vorzug. Die Stadt werde größer scheinen, die Häuser sich allmählich und abwechselnd dem Auge darbieten, der Schatten nie ganz fehlen, der Wind gehorchen, die Verteidigung gegen Feinde leichter sein.

Aus der Art der Parzellierung sind sodann weitere Aufschlüsse über das Wachstum des Quartiers zu gewinnen. Dank dem von Karl Stehlin in beharrlicher Arbeit angelegten Historischen Grundbuch, das vorwiegend eine Sammlung der urkundlich überlieferten Rechtsgeschäfte über jede Liegenschaft (Leihe, Kauf, Verkauf, Servitute, Befunde baulicher Natur) enthält, ist es möglich, in Basel die bauliche Entwicklung der Stadt verhältnismäßig weit bis in die Einzelheiten zu verfolgen. Zahlreiche Nachprüfungen mit Hilfe dieses Materials haben ergeben, daß die Erhaltung der ursprünglichen Parzellierung bis in das 19. Jahrhundert als Regel angenommen werden darf. Der Löffelsche Plan kann daher als Grundlage für die weiteren Untersuchungen verwendet werden. Noch abzuklären verbleibt, wann neben den im Martinszins vorgesehenen Grundtypen der ganzen und halben Hofstatt von 40 und 20 Fuß «Weite» die schmälere Riemenparzellen treten. Die Neuerung muß schon früh, bereits in der Burchard'schen Stadt, eingeführt worden sein, vorerst wohl für die Aufteilung bisheriger Freiflächen und alsdann auch in den Stadtquartieren selbst. Aus der späteren Gebührenordnung ist lediglich zu erkennen, daß an Stelle der ursprünglich allein auf die Größe der Hofstätten abgestuften Ansätze in der Folge eine Regelung trat, die grundsätzlich jedes Haus mit einer jährlichen Abgabe von «2 Stebler oder 1 Rappen» belastete, Höfe, Wirtshäuser, Kochhäuser, Badstuben dagegen mit 4 Stebler und außerdem zwischen Gremperläden und verliehenen Läden unterschied. Selbstverständlich sind auch die durch mittelalterliche Stadtkorrekturen (meist nach Brän-

den und Überschwemmungen) und durch Neubauten seit dem 16. Jahrhundert eingetretenen partiellen Änderungen zu berücksichtigen. Diese sind übrigens leicht erkennbar an der abweichenden Form und Größe der Parzellen. Wo nachträgliche Vereinigungen oder Trennungen von Liegenschaften erfolgten, sind sie überdies bei erhaltenen Gebäuden aus dem baulichen Befund ersichtlich. Auch die für Basel charakteristische kleinteilige Parzellierung ist somit ursprünglich. Zerstückelung von Grundstücken kommt selten vor und ist ebenfalls ohne Schwierigkeiten festzustellen.

Von der Parzellenform ist sodann die Art der Bebauung abhängig. Diese hat allgemein eine allmähliche Veränderung erfahren. Spätere Neubauten sind in der Regel lediglich Auswechslungen des Baukörpers, wobei vom alten Bau nach Möglichkeit alle brauchbaren Teile, vor allem Scheid- und Fassadenmauern, weiter verwendet wurden und außerdem die brauchmäßigen und die verbrieften Nachbarrechte respektiert werden mußten. Bei dieser gewissermaßen organischen Erneuerung sind die in der ursprünglichen dorfbähnlichen Gemeinschaft vorherrschenden reinen Holzbauten sukzessive durch die feuerfesteren Fachwerkhäuser und steinernen Gebäude ersetzt, die Haustiefe vergrößert und die Geschoszahl erhöht worden. Die darin zum Ausdruck gelangende langsame Ausbildung der städtischen Bauweise erwächst aus der praktischen Erfahrung, aus den Lehren der Stadtbrände und Überschwemmungen, aus den komplizierten baurechtlichen Verhältnissen infolge der höheren Wohndichte. Dieser Prozeß hat im wesentlichen im 15. Jahrhundert seinen Abschluß gefunden, und was heute noch von der alten Stadt besteht, ist in baulicher Hinsicht in den ältesten Partien der Überrest des damaligen Zustandes. Es zeigt das typische Gepräge der mittelalterlichen Kleinstadt.

Das Ganze bildet ein für heutige Begriffe unfaßlich reiches Kunstwerk, ebenso sicher und sorgsam im Aufbau der Formen wie in der Ausnützung der mannigfaltigen Bodenverhältnisse. Ein Kunstwerk im umfassenden Sinne des Wortes. Denn der ästhetische Gehalt allein spielt wohl in der heutigen Betrachtungsweise eine wichtige Rolle, er ist indessen im Mittelalter nicht als Eigenwert bewußt geformt worden, und noch weniger ist er beim Ausbau einer Siedlung im Vordergrund gestanden. Der Ausdruck rechtfertigt sich vielmehr im Hinblick auf die in der mittelalterlichen Stadtanlage erreichte sinnvoll ausgeglichene Berücksichtigung der vielen verschiedenartigen Bedürfnisse, die aus dem dicht gedrängten Zusammenleben einer großen Zahl von Menschen, aus Klima, Lage und Wirtschaft resultieren und von einem Denken erfaßt und gelöst werden mußten, das selbst erst aus seinen verschiedenen Ursprüngen die eigene Richtung finden und das homogene Gepräge erlangen mußte. Denn wenn auch das Alter der Stadt und ihre kontinuierliche Entwicklung seit der römischen Zeit das Bestehen eines städtischen Denkens wahrscheinlich machen, so war dieses Denken eben doch durch mancherlei historische Ereignisse entscheidend verändert worden. Ebenso wie die damalige Stadt äußerlich in manchen Zügen gleichzeitig an ein Dorf, an ein Refugium, an einen Marktflecken und an eine Residenz erinnert, so war sie auch in ihrer geistigen Verfassung ein bunt zusammen-

gesetztes Wesen. Aus dem Sippenbewußtsein in dörflichen Bräuchen erhaltene und von den Zugewanderten in die Stadt verpflanzte Gewohnheiten mußten in Einklang gebracht werden mit den wichtigsten aktuellen Erfordernissen für den ausreichenden Schutz von Leben und Gut und für die Förderung der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft. Und alle diese divergierenden Wünsche hatte schließlich der Bischof als Stadtherr im Verein mit seinen eigenen politischen Absichten, repräsentativen Bedürfnissen und Verwaltungspflichten zu berücksichtigen.)

Das Quartier um St. Peter

Seine Entstehung

Das Quartier um St. Peter ist sinnvoll geordnet und zu einem einheitlichen Ganzen geworden. Sein Alter ist aber weniger deutlich abzulesen. Zunächst fehlen sichere Anhaltspunkte über die Gründung der Peterskirche. Sie bestand vermutlich schon längere Zeit, bevor um 1200 die Stadtbefestigung am heutigen Petersgraben errichtet worden ist. Ein 1219 zwischen dem Pleban von St. Peter und den Johannitern abgeschlossener Vergleich, die Festsetzung der Gemeindegrenze gegen St. Leonhard im Jahre 1230, die Gründung des St. Petersstiftes 1233 und die Übergabe der St. Andreaskapelle mitsamt ihren Einkünften durch Bischof Peter an dieses Stift 1296 lassen lediglich die letzte Bereinigung des Pfarrbezirkes und das schließliche Hervortreten von St. Peter als kirchliches Zentrum erkennen. Daß St. Peter erst nachträglich in eine alte Organisation der kirchlichen Verhältnisse eingefügt worden ist, dafür hat bereits R. Wackernagel auch die rechtlichen Beziehungen geltend gemacht, die später noch zwischen St. Peter und St. Martin und dem Domstift bestanden und wenigstens in Andeutungen die etappenweise Entstehung des Pfarrsprengels illustrieren: Die älteste und alleinige Pfarrkirche der Stadt war wie bereits früher erwähnt St. Martin. Die Bildung eines ersten, von St. Martin unabhängigen Sprengels für den Stadtteil auf dem linken Birsigufer dürfte mit der vom Bischof gegründeten und mit pfarrlichen Funktionen (eigener Kirchhof) ausgestatteten St. Andreaskapelle zusammenhängen. Diese Pfarrei blieb auch ausgenommen anlässlich der Übertragung der Pfarrechte in der Stadt an die Cluniacenser. Die endgültige Regelung erfolgte spätestens im 12. Jahrhundert durch die Stiftung der Pfarrkirche St. Peter, als weithin sichtbarer und St. Martin ebenbürtiger Mittelpunkt.

12. Jhd.
St. Peter

St. Andreaskapelle
von Peterskirche

Die Parzellen und Baugevierte

Der Talhang hinter der Spiegel-, Stadthaus- und Schneidergasse ist somit schon früh in das Stadtgebiet einbezogen worden, ebenso scheint die einheitliche Überbauung des Geländes auf dem anschließenden Plateau jener auf dem Heuberg zeitlich voranzugehen. Die Entwicklung geschah indessen unter anderen Verhältnissen. St. Peter ist bei seiner

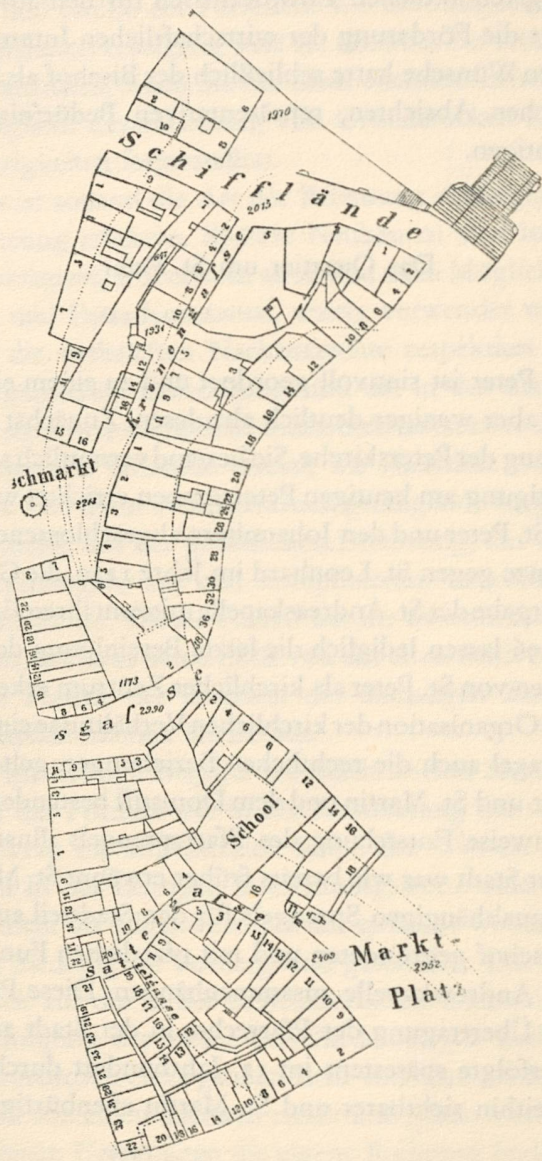


Abb. 5. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59: Das Gebiet der ältesten Talstadt, links begrenzt durch die Schwanengasse, Stadthausgasse, Schneidergasse, unten durch die Hutgasse, rechts anschließend durch Marktplatz, Sporengasse, Eisengasse

Gründung nicht wie St. Leonhard mit großem Grundbesitz in der Nähe ausgestattet worden. Der Boden zu seinen Füßen im Tal war bereits städtisch überbaut, das übrige Land in verschiedenem Besitz. St. Peter bildete also nicht die Veranlassung für eine einheitliche Parzellierung des Geländes, die Kirche entstand vielmehr erst, nachdem die Aufteilung im Gange oder gar zur Hauptsache schon abgeschlossen war. Diese Annahme wird durch die Eigenart der Parzellierung bestätigt. Denn nach der Art der Parzellenbildung zerfällt das Gebiet der Pfarrei St. Peter in deutlich verschiedene Abschnitte. Die Ursache hierfür wird ebenso in soziologischen Gründen zu suchen sein wie darin, daß einzelne Abschnitte zeitlich aufeinanderfolgenden Etappen angehören.

Die ursprünglichen Verhältnisse im ältesten Stadtteil zwischen Schifflande und Fischmarkt sind aus der überlieferten Struktur kaum noch erkennbar. Gesichert sind lediglich durch Grabungen die sehr kleinen Grundstücke des früher erwähnten Handwerkerquartiers am Fuße des Petersberges. Hier hat aber die von der spätgallischen bis in die frühmittelalterliche Zeit kontinuierliche Besiedlung etwa vom 11. bis in das 14. Jahrhundert eine völlige Veränderung erfahren. Offenbar hinten gehalten durch die Burchard'sche Mauer wurde der Hang, in welchen heute der Spiegelhof hineingebaut ist, erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts durch die Anlage des nachmaligen «Petersberges» als Verbindung mit der bereits ausgebauten Petersgasse wiederum erschlossen: 1321 wird ein Haus daselbst beschrieben als «sita in vico dicto die nüwe gasse olim dicto vulgariter bi dem vinstern svibogen». Auf die spätmittelalterlichen Änderungen am Fischmarkt und am Anfang der Kronengasse sei vorerst nur verwiesen.

Außer diesen Einschränkungen ist außerhalb des ältesten Stadtgebietes der nach Parzellentypen geschiedene Aufbau der einzelnen Gevierte noch weitgehend im Löffelschen Plan überliefert: Als erster Typus die Baugevierte mit den schmalen und tiefen, später nahezu ganz überbauten Parzellen im Gebiet zwischen Stadthausgasse und heutiger Markt-gasse und unterhalb des Fischmarktes zwischen der ehemaligen Schwanengasse, dem Petersberg und der Spiegelgasse. Diese sind in der weitgehenden baulichen Ausnützung verwandt mit den breiten Parzellen um den Fischmarkt, am Blumenplatz und im Geviert zwischen Kronengäßlein und Eisengasse, deren abweichende Form – soweit sie nicht bereits durch mittelalterliche Stadtkorrekturen verändert worden ist – auf eine ursprünglich andere bauliche Nutzung mit Höfen schließen läßt (Abb. 5, 6).

Ein zweiter Typus, breite, nur teilweise überbaute Parzellen mit weiten Höfen kennzeichnete das Geviert zwischen Spiegel- und Petersgasse (Abb. 6). Damit verwandt, freilich unter teilweise sehr sparsamer Nutzung des besonders begehrten Bodens, sind die tiefen Grundstücke der dritten Gattung an der Schneidergasse und am unteren Spalenberg; ihr Hinterland bot Platz für Nebengebäude und Höfe.

Wiederum ein anderes Gepräge zeigt der Stadtteil auf dem Nadelberg, als Quartieranlage jener auf dem Heuberg ähnlich (Abb. 6). Hier wie dort wurde ein nahe am Plateaurand entlang führender Weg zur Erschließungsstraße für den beidseitigen Boden. Ebenso

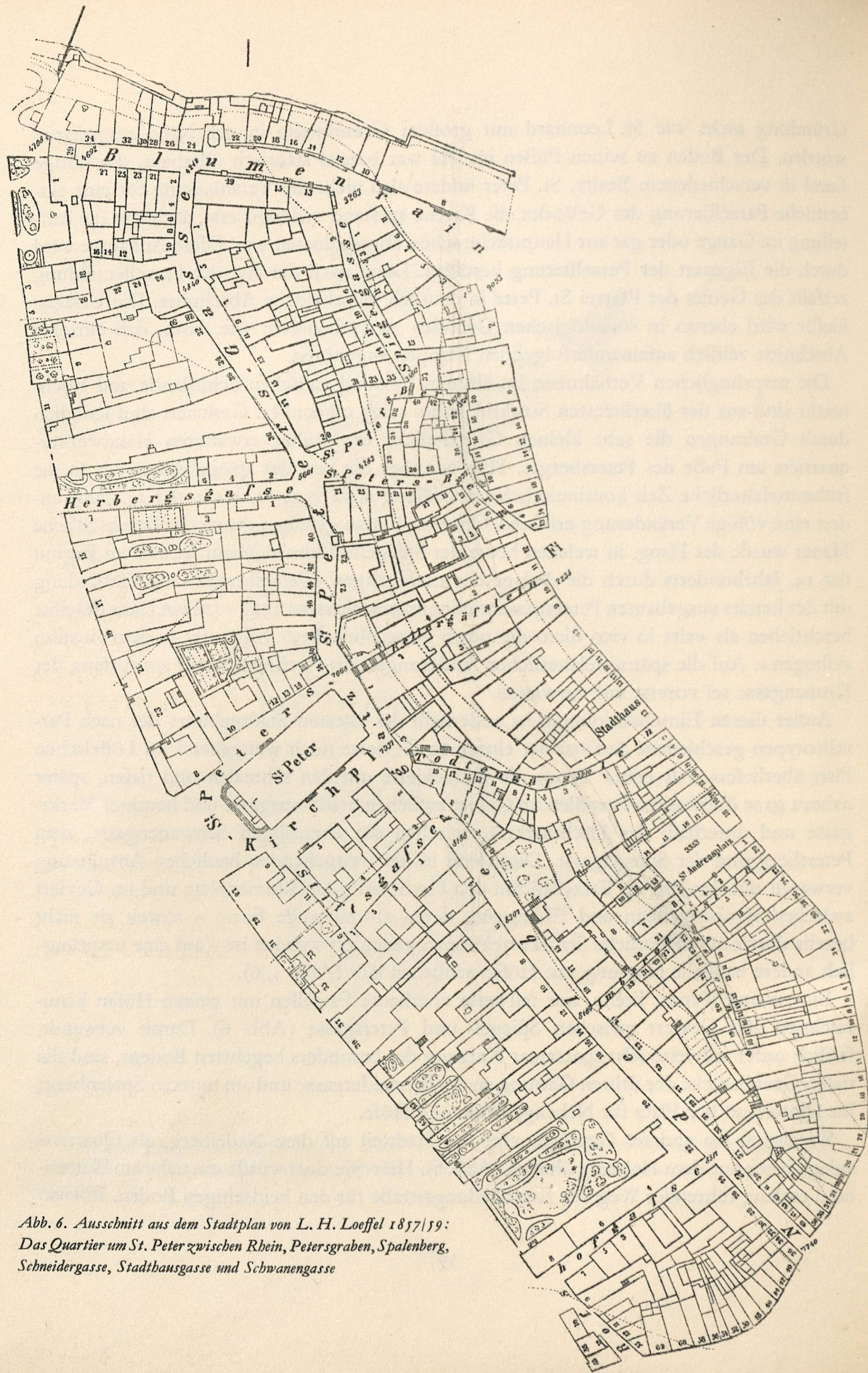


Abb. 6. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59:
Das Quartier um St. Peter zwischen Rhein, Petersgraben, Spalenberg,
Schneidergasse, Stadthausgasse und Schwanengasse

scheint auch hier oben die Besiedlung zuerst an den beiden Enden mit den schmalen Handwerkerliegenschaften eingesetzt zu haben, dort, wo am Blumenrain und Spalenberg sich bereits Vorstädte gebildet hatten und die Möglichkeit bestand, von den Vorteilen der städtischen Verkehrswege zu profitieren. Dazwischen liegen grabenwärts die großen Parzellen, nach Zahl und Ausmaß bedeutender als am Heuberg, mitsamt der überlieferten Baustruktur das ursprüngliche vornehme Wohnquartier kennzeichnend.

Die Aufstiege

Die Bodenverhältnisse gestatteten die Anlage bequemer Aufstiege vom Tal auf die Höhe. Am Petersberg in gegabeltem Anschluß an Spiegelgasse und Fischmarkt (in moderner Form erhalten in der Treppenanlage, die inmitten des Spiegelhofes zur Peters- und Herbergsgasse führt). Sodann vom Fischmarkt eine schmale Gasse und Treppe neben der «Trinkstube zum Brunnen» (auf dem Areal der heutigen Öffentlichen Krankenkasse) und am «Ringelhof» vorbei zur Petersgasse. Der obere, später wegen des notorischen Unrates «Pomeranzengäßlein» genannte Teil ist noch erhalten und hinter dem Gitter oberhalb des «Ringelhofes» sichtbar. Vom Fischmarkt führt außerdem als direkte Verbindung das Kellergäßlein zur Peterskirche. Talaufwärts folgen in größeren Abständen das Toten- und das Imbergäßlein. Diese fünf Aufstiege dienten gleichzeitig auch der baulichen Erschließung des Hanggebietes zwischen den hinteren Talgassen und der oberen Längsverbindung Petersgasse-Nadelberg. Gegen die Stadtmauer zu wurde das Gebiet einzig durch die Peterskirche und Roßhofgasse unterteilt.

Der Quartiercharakter

Als Ganzes betrachtet ist die Umgebung von St. Peter ein sukzessive zusammengefügtes Stadtgebiet, bei dessen Entstehung aber wie schon erwähnt einheitliche Maßnahmen einer einzigen Grundherrschaft kaum, oder jedenfalls nicht wie bei St. Leonhard mitgewirkt haben. Dennoch ist aus den verschiedenen Teilen eine geordnete Anlage entstanden, von erstaunlich regelmäßigem Wuchs. Deutlich bestimmt im ganzen und charakteristisch geformt im einzelnen durch die Anpassung an das Gelände und die Rücksichtnahme auf die besonderen Bedürfnisse der Bewohner. Keinerlei schriftliche Überlieferung verrät, ob und wie weit disponierende Absichten oder gar eigentliche Beschlüsse die bauliche Entwicklung in diese Bahnen gelenkt haben. Jedenfalls ist aber dieses Wachstum als konsequente stufenweise Weiterbildung einer organischen Einheit zu einem ebenso organischen größeren Verband zu verstehen. Nicht übersehen werden darf die darin waltende Ökonomie im Ausgleich der besonderen und der allgemeinen Interessen, die Rücksichtnahme auf die Notwendigkeiten der Handwerke, der städtischen Behausungen, des internen Verkehrs, der gemeinsamen Versorgung, der Sicherheit im Innern und des Schutzes nach außen. Mögen Zufall

und freies Gewährenlassen da und dort zu einer eigentümlichen Lösung geführt haben – sie spielen auch im heutigen, sehr weitgehend gesetzlich geregelten Bauwesen eine nicht unwichtige Rolle – so bekundet sich doch im übrigen ein ordnender Wille, die Fähigkeit zum Überblicken größerer Zusammenhänge, eine Summe von Erfahrungen, die eben daran erinnern, daß dieses Stück Basel im Zeitalter der Stadtgründungen gewachsen ist, und daß bei seinen Unternehmungen die neuerdings üblichen Gepflogenheiten der einheitlichen Disposition und der Ordnung in größeren Verbänden von Fall zu Fall angewendet worden sind, jeweils den örtlichen Verhältnissen und den besonderen Aufgaben angepaßt. Vielleicht mehr als Ergebnis weiterentwickelter brauchmäßiger Baugesinnung, die fortan neben der Formung der Bauten und ihrer Gruppierung im kleinen auch mit Vorbedacht den Sinn der größeren Einheit des Quartiers umfaßte, mehr aus instinktivem Finden des Gemäßen und weniger aus bewußtem Denken und logischem Planen im heutigen Sinne.

Spuren der damaligen städtischen Ordnung, die auch für die bauliche Struktur aufschlußreich sind, ergeben sich aus der Topographie und der Geschichte der Gewerbe. Die dasselbe Gewerbe treibenden Handwerker wohnten in einer Gasse beisammen (Wackernagel). Die Erinnerung an diesen Zustand lebt noch in heutigen Straßenbezeichnungen. Die Schmiede waren an der Eisengasse, die Permenter, Gerber, Schuster an der unteren, mittleren und oberen Gerbergasse, die Gewürzkrämer (Ingwer) in der Nachbarschaft des Imbergäßleins. In der Nähe der Plätze befanden sich auch die Sattler, die Sporer und Becherer, auf den Plätzen selbst – Fischmarkt und Kornmarkt – und im Gebiet zwischen ihnen, in der Brotlaube und in der School (Fleischbänke), wurden Lebensmittel verkauft. Am Fischmarkt als dem älteren städtischen Platz saßen ursprünglich auch die Wechsler, wurde das Salz feilgeboten. Interessant ist, daß sich die Schmiede später am Spalenberg niederließen. Ähnliche Wanderungen sind auch sonst zu beobachten. Der Auszug der das innerstädtische Leben gefährdenden Gewerbe (zum Beispiel durch Feuer) ist vermutlich auf behördliche Anordnungen zurückzuführen, wie sie besonders nach Stadtbränden häufig festzustellen sind. In den vorsorglichen Maßnahmen gegen Feuergefahr, die im Hinblick auf den vorherrschenden Holzbau von großer Wichtigkeit waren, wie in der Differenzierung der Rechtsbegriffe für Eigentum und Nutzung des Bodens, wird überhaupt zuerst die Entwicklung des städtischen Denkens faßbar.

Das Quartier um St. Leonhard

Seine Entstehung

Die Kirchweihe von St. Leonhard ergibt ein bedeutungsvolles Datum für die Abklärung der baulichen Entwicklung der Stadt. Auf dem Hügelsporn, im Areal des heutigen Lohnhofes, liegen verschiedene Fixpunkte von Richtungslinien, die wiederum zu anderen, für die Entwicklung Basels ebenso wichtigen Stellen führen. Der Ort dürfte schon von den

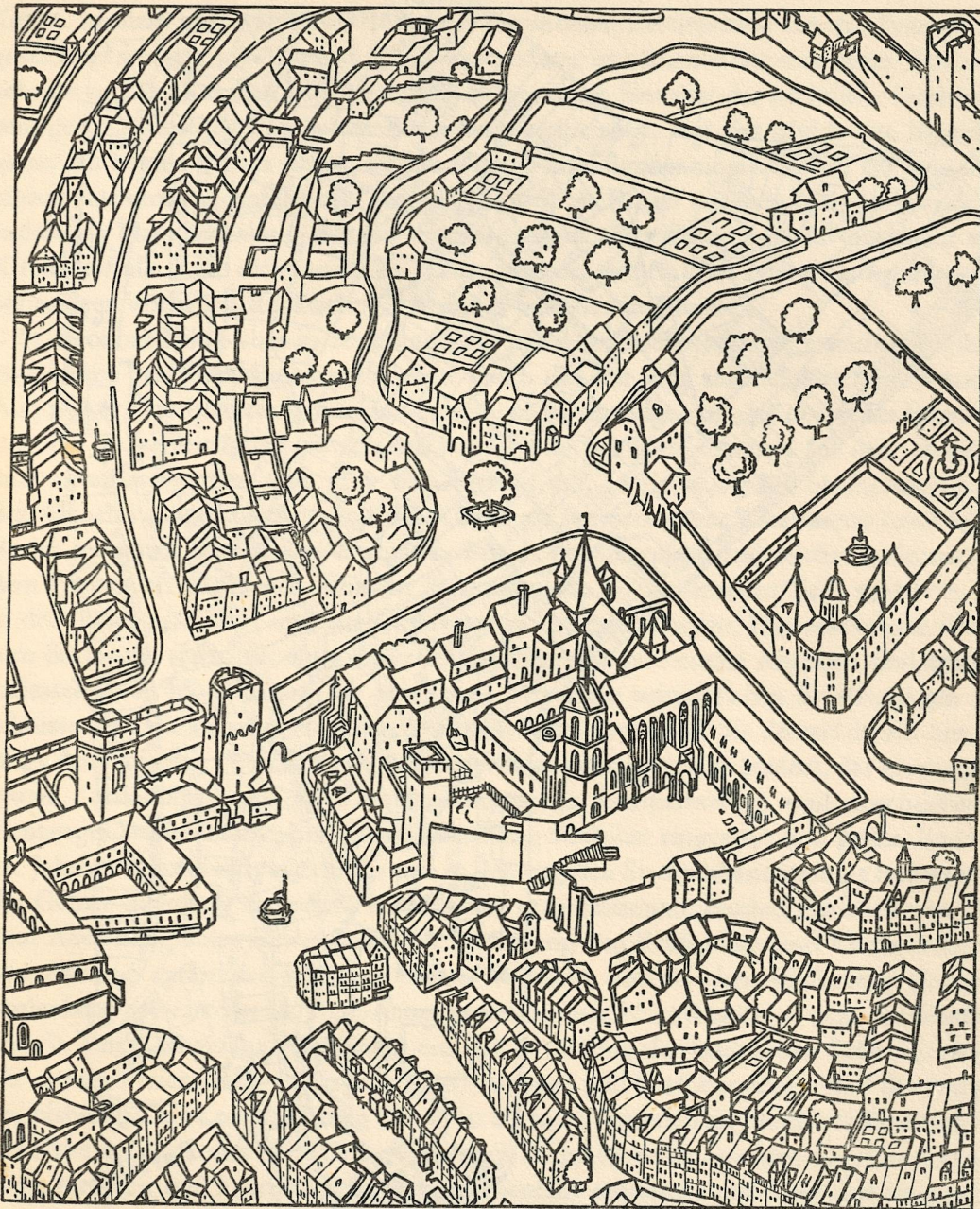


Abb. 7. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der Quartierkern um St. Leonhard

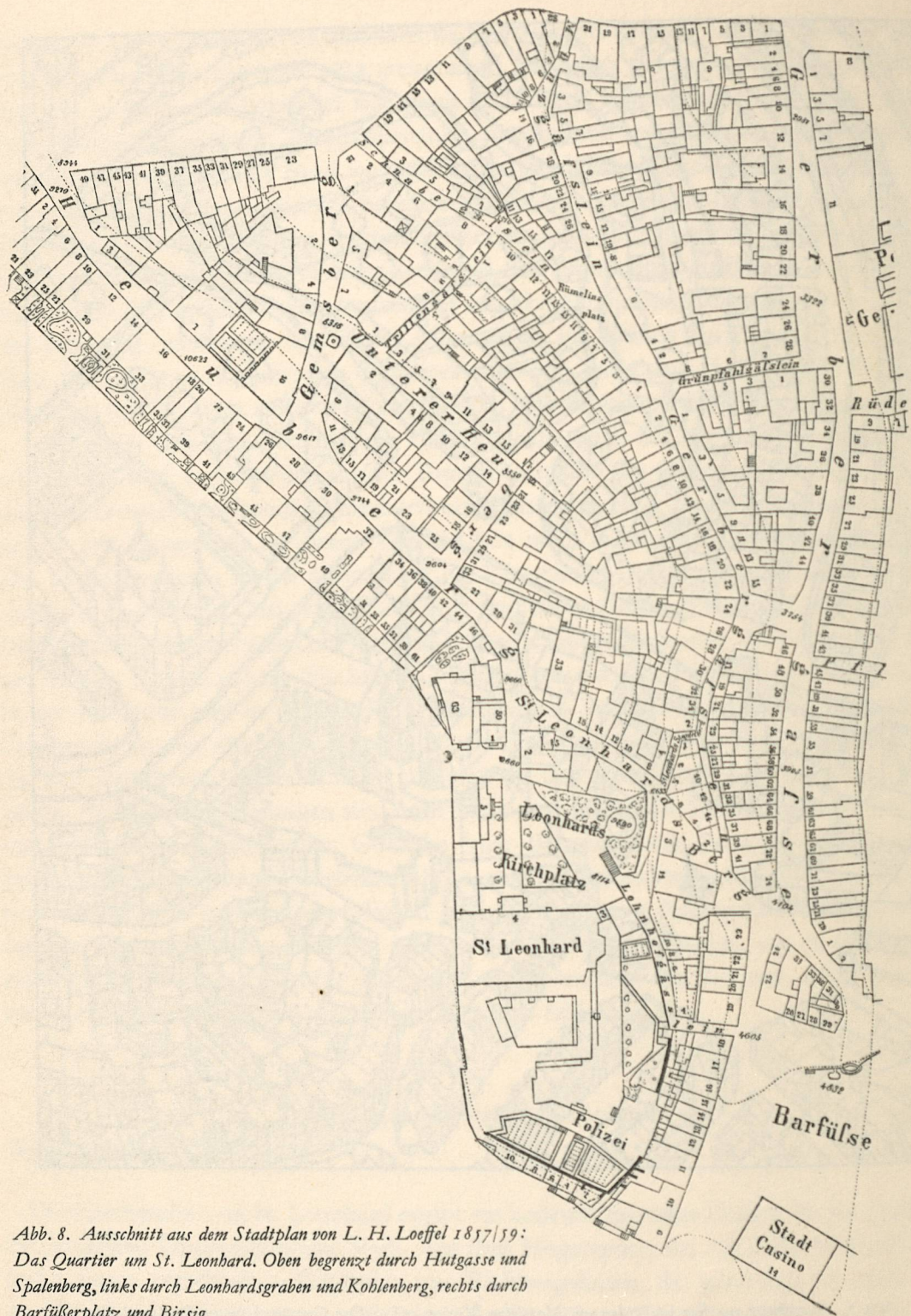


Abb. 8. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59:
 Das Quartier um St. Leonhard. Oben begrenzt durch Hutgasse und
 Spalenberg, links durch Leonhardsgraben und Kohlenberg, rechts durch
 Barfüßerplatz und Birsig

Kelten benützt und von ihnen mit einer besonderen Bestimmung für die Talstadt ausgezeichnet worden sein. Eine analoge Verwendung ist während der römischen Zeit anzunehmen und auch später wahrscheinlich. In gewissem Sinne ist der natürliche Graben des heutigen Kohlenberges in seiner Bedeutung vergleichbar mit der Mulde der Bäumleingasse. An beiden Stellen haben die günstigen Verteidigungsmöglichkeiten auf lange Zeit hinaus eine entscheidende Rolle gespielt, die eine als Riegel vor dem Münsterplateau, die andere als Flankendeckung für das untere Birsigtal. Der Diakon Ezelin hat daher seine Kirche auf alle Fälle nicht an einem bisher unbedeutenden Orte erbaut und mußte wohl bei seinem Vorhaben Rücksicht nehmen auf bestehende Bauten.

St. Leonhard blieb aber in der Folge nicht nur der vorausbestimmte markante Punkt im erweiterten Stadtbild. Es hatte vielmehr durch das seit 1135 mit der Kirche verbundene Augustiner Chorherrenstift direkten Anteil an der Entwicklung des neuen Stadtquartiers auf dem linken Birsigufer zwischen Hutgasse und Barfüßerplatz und auf dem Hügel bis zum Leonhardsgraben. Das 1118 vom Bischof mit Zustimmung der Stadtgemeinde aus der Allmend ausgeschiedene und der Kirche als Fundationsgut überlassene Land lag im Bezirk zwischen Spalenberg, Hutgasse, Birsig, Barfüßerplatz und reichte anderseits auf dem Plateau bis gegen den heutigen Steinengraben. Die stadtnahen Teile sind vom Stift in der Folge parzelliert und zur Überbauung verliehen worden. Das stückweise Wachstum des neuen Quartiers ist noch verfolgbar. Direkte historische Angaben sind spärlich. Indessen ist es möglich, aus der Häufigkeit der ersten urkundlichen Erwähnungen Aufschlüsse über die vorangegangenen Verhältnisse zu gewinnen. Sie deuten darauf hin, daß längs der Hutgasse (Winhartgasse) und des Spalenberges (vicus Spalee), der Gerbergasse (vicus Cerdonum) und des Leonhardsberges (s. Lienhartzberg) und anschließenden Heuberges (vicus monachorum) die Besiedlung zunächst eingesetzt und gegen Ende des 12. Jahrhunderts bereits zur Aufnahme in den engeren Stadtverband geführt hat. 1206 lag das Gebiet innerhalb der neuen Stadtmauer. 1230 bestimmte Bischof Heinrich von Thun «zur Abstellung übler Gewohnheit, zur Verhütung von Kollisionen und Vermeidung von Skandal und damit das Heil der Seelen befördert werde» den Straßenzug Hutgasse-Spalenberg-Spalenvorstadt als Grenze zwischen den Pfarrgemeinden von St. Leonhard und St. Peter. Ungefähr gleichzeitig mit der Gründung des städtischen Spitals (1260) an der oberen Freienstraße – zwischen Kaufhausgasse und Barfüßergasse – und der Aufgabe des bisherigen am Leonhardsberg (Nr. 1) ist auch das Siechenhaus (domus infirmorum) aus der Nähe des Brunnens beim Gerberberg nach St. Jakob verlegt worden. Das Hospiz an der Ecke Heuberg und Leonhardsberg wurde ebenfalls spätestens um diese Zeit aufgegeben.

Die Anlage der Gassen

Im Verlauf von hundert Jahren war das Quartier um St. Leonhard entstanden und in der bis heute in wesentlichen Teilen erhaltenen Art ausgebaut worden. Verschiedene

Anzeichen sprechen dafür, daß seine Anlage von Beginn an – gleich jener der Vorstädte – einheitlich geregelt worden ist. Die Gassen sind, zum Teil sicherlich im Anschluß an schon bestehende Wege, dem ansteigenden Gelände angepaßt, die unterschiedliche Breite der Talsohle wurde rationell erschlossen. Im flachen Teil zwischen Birsig und Hang war eine beidseitige Bebauung längs der Gerbergasse möglich, das Hinterland bergwärts fand den Anschluß an Münz- und Gerbergäßlein. Grünpfahlgasse, Gerberberg und Leonhardsberg unterteilen ziemlich regelmäßig das Gebiet. Ebenso wie talaufwärts war die Anlage weiterer Gassen am Hang und auf dem Heuberg durch das Terrain und schon bestehende Wege vorgezeichnet. Der Spalenberg und vielleicht auch der Gernsberg sind als ursprüngliche Zufahrten zur Burchard'schen Stadt aufzufassen. Der obere Heuberg bildete das Teilstück des ehemaligen aus dem Tal über den Leonhardsberg an der Stadt vorbeiführenden Weges. Der untere Heuberg ist nach moderner Bezeichnung eine typische Erschließungsstraße. Der Ausbau des Quartiers im Anschluß an den vicus monachorum beim St. Leonhardsstift und an die «Vorstadt» am Spalenberg richtete sich nach dem Verlauf der Stadtmauer von 1206 und bildete wohl die letzte Etappe.

Die Parzellierung

Die gerade im Quartier von St. Leonhard noch heute weitgehend unverändert erhaltene Art der Parzellierung läßt erkennen, daß sogleich längs der neuen Straßenzüge eine geschlossene Überbauung einsetzte (Abb. 8). In der Hauptsache wurden kleine schmale, aber nach Möglichkeit sehr tiefe Parzellen ausgeschieden. «Riemenparzellen», wie sie in der ganzen Stadt für die Handwerkerliegenschaften charakteristisch sind. Im allgemeinen in regelmäßiger Reihung. Die kleinsten Parzellen mit nur 2,7 bis 3 m Fassadenbreite finden sich auch hier meist entweder am Ende der Gassen oder an verkehrsreichen Stellen. Im einen Falle scheint es sich eher um Restparzellen zu handeln, im anderen um besonders begehrten Boden. Große alte Parzellen sind es nur wenige und einzig auf dem Heuberg, wo sie gleich wie am Nadelberg zwischen kleinen liegen und mit dem Hinterland an die Stadtmauer grenzen. Einen anderen Zuschnitt der Parzellen weist das Geviert zwischen dem oberen und dem unteren Heuberg auf. Hier standen im unteren Teil anfänglich die Häuser der Weber, später die Stallungen der Metzger usw. Im übrigen war die Gegend des Heuberges vorwiegend ein Wohnquartier. Das Gewerbe bevorzugte das Gebiet längs der Gerbergasse und des Spalenberges. Hier entstanden zunächst eigentliche Vorstädte, die auch später nach der abermaligen Erweiterung der Stadt mit der älteren Eisengasse, Sporengasse und Freienstraße die wichtigsten Geschäftsstraßen geblieben sind. Die verschiedenen ältesten Bezeichnungen für die einzelnen Abschnitte der Gerbergasse: Rindermarkt (von der Hutgasse bis zur Grünpfahlgasse), Unter den Gerbern (bis zum Gerberberg), Sutergassen (bis zum Leonhardsberg), Barfüßerplatz (bis zum Polizeigäßlein, Umtaufe erst Ende des 19. Jahrhunderts) sind vermutlich noch Spuren der etappenweisen

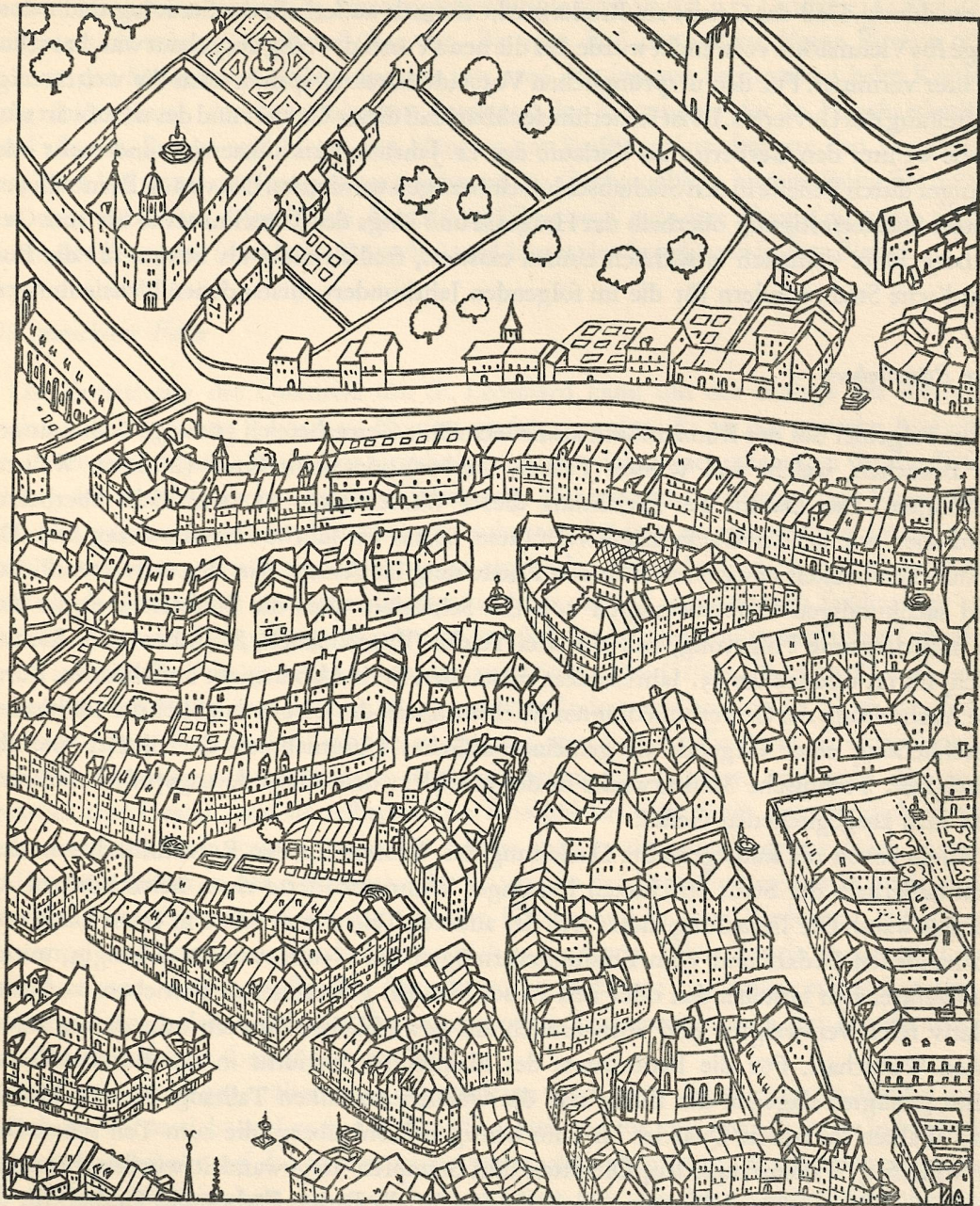


Abb. 9. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Der nördliche Teil des Quartiers um St. Leonhard bis zum Spalen-Schwibbogen

Entwicklung. Daß das Gebiet am Rindermarkt ehemals außerhalb der Stadt lag und nur so lange für Viehmärkte verwendet wurde, bis die neue Vorstadt völlig ausgebaut war, hat schon Fechter vermutet. Für den ursprünglichen Vorstadtcharakter spricht auch die weiträumige Aufteilung des Geviertes. Es ist fernerhin denkbar, daß dieses Geviert und das talaufwärts folgende «Unter den Gerbern» im Verlaufe des 12. Jahrhunderts sukzessive und mehr oder weniger durch Behelfe in den Stadtabschluß einbezogen worden ist. Die von A. Bernoulli vermutete Stadtbefestigung oberhalb der Hutgasse und längs des Rümelinbaches bis zum Gerberberg hätte demnach tatsächlich einmal existiert, freilich nicht als Schutz für die Burchard'sche Stadt, sondern für die im folgenden Jahrhundert entstandenen Neusiedlungen.

Der Rümelinbach

Im Talgebiet bot der Rümelinbach als neuerstellter Gewerbeteich günstige Bedingungen für Branchen, welche viel Wasser (Färber, Gerber) oder seine Kraft (Mühlen, Walken) benötigten. Das Datum der Errichtung dieser Wasseranlage ist zwar nicht überliefert, wird aber, wie bereits Wackernagel vermutete, in das 12. Jahrhundert zu setzen sein. Die Wahrscheinlichkeit einer noch früheren Entstehung ist gering. Aus den sehr gründlichen und sachkundigen Untersuchungen von Ed. Schweizer über die Stadtteiche ergibt sich als näherliegende Folgerung, daß alle drei Teiche (Rümelinbach, St. Albanteich, Riehen-teich) im 12. und frühen 13. Jahrhundert entstanden sind. Also in einer auffallenden, durch die Ausbreitung der Gewerbebedingten Wachstumperiode, jeweils anläßlich der städtischen Erschließung einer Gegend, als gemeinschaftliches Unternehmen der Siedler und der Obrigkeit. Technische Meisterwerke in der geschickt dem Gelände angepaßten Führung und dem ausgeglichenen Gefäll.

Allein schon die kunstgerechte Herleitung des Wassers für den Rümelinbach von dem weit außerhalb der Stadt errichteten Binnerer Wuhr erforderte einen beträchtlichen Arbeitsaufwand. Die Erstellung dieser wie der anderen Teiche war daher in erster Linie vom vorhandenen Bedarf und vom Leistungsvermögen des Gemeinwesens abhängig, mithin von zahlreichen bestehenden oder neu zu schaffenden gewerblichen Betrieben, von einer relativ reich verzweigten und vornehmlich auf gewerblichen Erwerb orientierten städtischen Wirtschaft. Für die Bedürfnisse des kleinen Territoriums in der Burchard'schen Stadt genügten dagegen der Birsig und die Quellen am linken Talhang. Für die Mühlen und Walken im neuen Quartier bis zum heutigen Kohlenberg, die zum Teil schon früh in Schleifen, Waffenschmieden, Öltrotten und Stampfen umgewandelt wurden, benötigte man wesentlich größere Wassermengen, ebenso für die Bader, Färber und Gerber, für die Runsen (Wasserableitungen in entferntere Liegenschaften) und für die Beseitigung des Unrates. In seinem Verlauf ist der Teich unter beharrlicher Ausnutzung der Terrainverhältnisse so angelegt worden, daß er – auch nach erfolgtem Ausbau der späteren Steinen-vorstadt – für das ganze linksufrige Stadtgebiet bis zur Satteltgasse die zentrale Versorgungs-

quelle bildete. 1460 waren 185 Nutzungsberechtigte vorhanden, 1534 sogar 218; ihre Zahl steigerte sich zuletzt (1866) auf über 340. Bis 1875 floß der «obere kleine Birsig» offen im heutigen Steinenbachgäßlein, kreuzte seit 1206 den inneren Stadtgraben beim Kohlenberg, folgte durch den Schwibbogen eintretend der Stützmauer des St. Leonhardsstiftes am Fuße des Berges und hinter den Häusern am Barfüßerplatz, kreuzte den Leonhardsberg und lief unter den hangseitigen Häusern im Gerbergäßlein bis zur Rümelinsmühle, von dort wiederum offen durch das Münzgäßlein und mündete hierauf in zwei Armen hinter der Hutgasse (durch das Rünselin) und hinter der Sattelgasse in den Birsig.

Die gewachsene Form

Die Entstehung des Quartiers um St. Leonhard kann mit der Anlage des Rümelinbaches sozusagen von Geviert zu Geviert verfolgt werden. Es ist das typische Bild einer organisch wachsenden Stadt. Die Ergebnisse können daher auch allgemein für die Erforschung der mittelalterlichen Städte dienlich sein. Denn man hat zeitweise den Unterschied zwischen gegründeten und allmählich gewachsenen Städten zu sehr auch in einer prinzipiell verschiedenen baulichen Struktur zu ergründen versucht und bis zur Gegenüberstellung der planmäßig vorausbestimmten und der zufällig entstandenen Stadtanlage vereinfacht. Auch am Beispiel von Basel wird ersichtlich, daß derartig vereinfachte Lehrsätze der Wirklichkeit nicht gerecht zu werden vermögen. Die Größe, der Umriß und selbst die innere Aufteilung der Gevierte hängt von den Bodenverhältnissen ab. Noch deutlicher wird die Anpassung an das Gelände in der Art, wie sich die Gevierte zu Quartierteilen und zum Quartier zusammenfügen. Indessen zeigen die Gevierte und auch das ganze Quartier eine Gestalt, wie sie selbständigen Abschnitten einer Stadt eigentümlich ist und sich nur auszubilden vermag, wenn die Anlage nach bestimmten Regeln erfolgt. Sie sind im Ergebnis faßbar in der Anordnung der Gassen, in der Parzellierung des Bodens, in der Erstellung des Gewerbeteiches, im Ort der Kirche und in der Gliederung der ganzen Bebauung im Sinne einer stilistisch einheitlichen Formung. Diese Regeln entsprechen den Erfordernissen, die ein städtischer Organismus von diesem Umfange praktisch verlangt und organisatorisch im Zeitalter der beginnenden Zusammenfassung der Handwerke in den Zünften auch zu formulieren mußte.

Der Unterschied gegenüber einer gegründeten Stadt liegt daher nicht im Mangel einer bedachten Voraussicht und verbindlicher Dispositionen für den Ausbau, er ist in baulicher Hinsicht beschränkt auf das Fehlen eines systematisch geordneten Straßennetzes und auf die größere Abhängigkeit der gewachsenen Stadt von den bestehenden Verhältnissen. Die Straßen, die Gassen und die Plätze, ebenso die Teiche, konnten nicht nach einem einfachen Ordnungsschema, wie zum Beispiel im Kleinbasel, angelegt werden; ihre Lage, Richtung und Größe war durch die Natur vorgezeichnet sowie durch die hier leichter als in einer planmäßig errichteten Neustadt zu berücksichtigenden Sonderwünsche des Grund-

herrn und des Siedlers, der Gemeinde und des Stadtherrn. Manche Entscheidung konnte zunächst sogar offen gelassen und dem freien Ermessen späterer Generationen anheimgestellt werden. Im Detail aber galten die gleichen Ordnungsprinzipien, zum Beispiel geschlossene, parzellenweise geknickte Fassadenfluchten.

Die obere Talstadt rechts des Birsigs

Ihre Entstehung

Die Bebauung beidseitig des Straßenzuges von der Schiffflände bis zur Handelsbank, zwischen dem Birsig und dem Hang des Münsterhügels, erfolgte sukzessive, über einen langen Zeitraum verteilt. Daran erinnern noch heute die verschiedenen Namen für die einzelnen Abschnitte. Den ältesten Teil bildet die Eisengasse. Wohl sehr früh kam das Gebiet am heutigen Marktplatz dazu (Sporengasse und Teil am Kornmarkt). Der Martinszinsbezirk und die Burchard'sche Stadt reichten sodann bereits bis zur Pfluggasse. Der Ausbau im Bezirk oberhalb Pfluggasse und Fahngänglein stellt die letzte Etappe dar in der Erweiterung der Stadt bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Selbst nach der Errichtung der Stadtbefestigung (um 1200) längs dem St. Albangraben und dem Steinenberg blieb aber der oberste Teil noch auf lange Zeit hinaus nur locker überbaut. So wurde das oberste Stück der Freienstraße mit den zurückspringenden Häusern «in der Tiefe» (ehemals Nr. 90, 92, 94) und dem Winkel beim Spital (zwischen Barfüßer- und Kaufhausgasse) überhaupt erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eigentlich straßenmäßig mit geraden Fassadenfluchten ausgebaut. Die Ausweitung des städtischen Zentrums über den unteren Teil der Freienstraße hinaus ist sogar jüngsten Datums und noch im Gange, die Entwicklung läßt sich in der gegenwärtigen Wandlung der Äschenvorstadt und im ersten Übergreifen in das bisherige Wohngebiet an der St. Jakobsstraße verfolgen.

Die Freiestraße

Die Freiestraße selbst – die im alten Basel allein als «Straße» galt, alle übrigen hießen «Gassen» – ist viel älter als das heutige Quartier. Daß sie in den Urkunden verhältnismäßig spät – erstmals im Jahre 1241 (Libera strata) – bezeugt wird, ändert nichts daran. Sie bildete die wichtigste Zufahrt zur ursprünglichen Talstadt. Auch ihr Name muß mit dieser Funktion zusammenhängen und wie in anderen Städten in Beziehung stehen mit der Regelung der Marktrechte und der Ausscheidung der städtischen Befugnisse. Er enthält den Hinweis auf ihre frühere rechtliche Geltung als öffentliche, dem königlichen Schutz unterstellte Straße, für die noch im Schwabenspiegel allgemein eine Breite von 16 Schuh vorgeschrieben wurde. Ihre Breite blieb unverändert bis in das 19. Jahrhundert. 1853 erfolgte die Korrektur des unteren Teiles zwischen Markt und Rüdengasse. 1884 bis 1893 sind im oberen Teil neue Baulinien beschlossen und anschließend die meisten der heutigen Bauten errichtet worden. Die ehemalige

Breite schwankte zwischen 5,5 und 6,5 m. Die Freiestraße war demnach breiter als die ältere Eisengasse, wo bis zur Korrektur im Jahre 1839 der Abstand zwischen den beidseitigen Fassadenfluchten circa 3,6 m betrug und überdies zwischen dem Rheintor und dem Beginn der Sporengasse beim heutigen unteren Ende des Marktplatzes die Steigung von beiden Seiten her so groß war, daß schwere Fuhrwerke Vorspann benötigten und der doppelt behinderte Fahrverkehr sogar schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts polizeilich geregelt werden mußte.

Die Parzellen und Baugevierte

Wiederum haben Lage und topographische Verhältnisse die Gestaltung des neuen Stadtteiles beeinflußt, vielleicht bildeten sie sogar die Ursache für den langsamen Ausbau. Günstig lag das Gebiet insofern, als die uralte Zufahrt zur Talstadt und zum Rhein als natürliche Erschließungsstraße dienen konnte, ungünstig, weil weder genügend natürliche noch künstliche Wasserzufuhr für Gewerbetreibende vorhanden oder möglich war. Einzig am Birsig selbst konnten sich die Betriebe unbehindert entwickeln. Daß sich unter diesen Umständen an der Straße vorwiegend Handelsleute und Patrizier niederließen und vom Gewerbe einzig jene Zweige, wie die Becherer, die mehr auf die günstige Verkehrslage als auf andere Vorbedingungen angewiesen waren, erscheint als natürliche Folge. Auch in der Bildung der Baugevierte und in der Parzellierung ist dieser Werdegang noch bis in das 19. Jahrhundert überliefert geblieben. In dem engen Talabschnitt, begrenzt vom Kornmarkt und der Rüdengasse, blieb zwischen dem Birsigufer und der Freienstraße nur wenig Raum übrig. Die Breite der Parzellen entspricht jener an der Eisengasse und Sporengasse, die Tiefe richtet sich nach dem Verlauf des Birsigs. Auf der Bergseite überwiegen die schmalen tiefen Liegenschaften. Dann folgt – ähnlich wie zwischen der Hutgasse und der Grünpfahlgasse – talaufwärts ein sehr tiefes, hier indessen nur von drei Seiten zugängliches Geviert zwischen Rüd- und Pfluggasse. Die Parzellen sind entsprechend langgestreckt und zuweilen mit zwei bis drei, durch kleine Höflein getrennten Hinterhäusern überbaut. Auch hier dürfte es sich um eine zunächst als Vorstadt entstandene Siedlung handeln. Die Abtrennung der kleinen Randparzellen im unteren Teil der Pfluggasse zur Ermöglichung einer intensiven Bodennutzung scheint nachträglich erfolgt zu sein, nach der Erweiterung der Burchard'schen Stadt.

Beim weiteren Wachstum talaufwärts, seit dem frühen 12. Jahrhundert, macht sich eine deutlich gestraffte Ordnung bemerkbar (Abb. 10). Rationell und systematisch ist die Aufteilung des Areals oberhalb der Pfluggasse bis zur Streitgasse. Die drei durch die Weiße Gasse und das Ringgäßlein untereinander getrennten Baugevierte erscheinen als zusammengehörige Bestandteile eines geordneten und einheitlich angelegten Ganzen. Die Verwandtschaft mit den Gevierten an der oberen Gerbergasse spricht für die gleichzeitige Entstehung mit jenen. Wie in den Gevierten auf dem linken Birsigufer wurden die Parzellen in ihrer Größe den wirtschaftlichen Bedürfnissen der ersten Bewohner angepaßt. Das reihen-

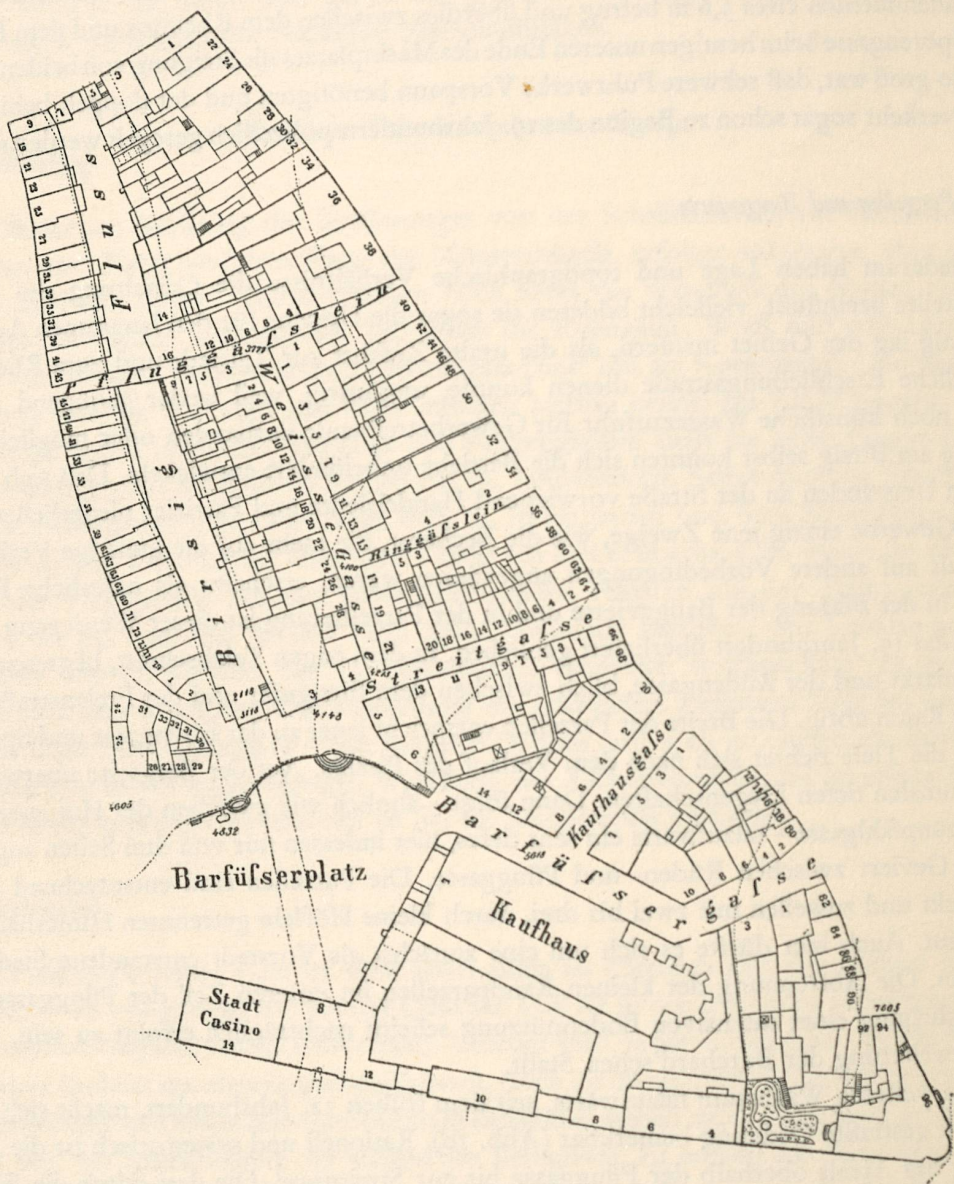


Abb. 10. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1857/59: Das Gebiet der oberen Talstadt zwischen Rüdengasse, Birsig, Steinenberg und der Freienstraße

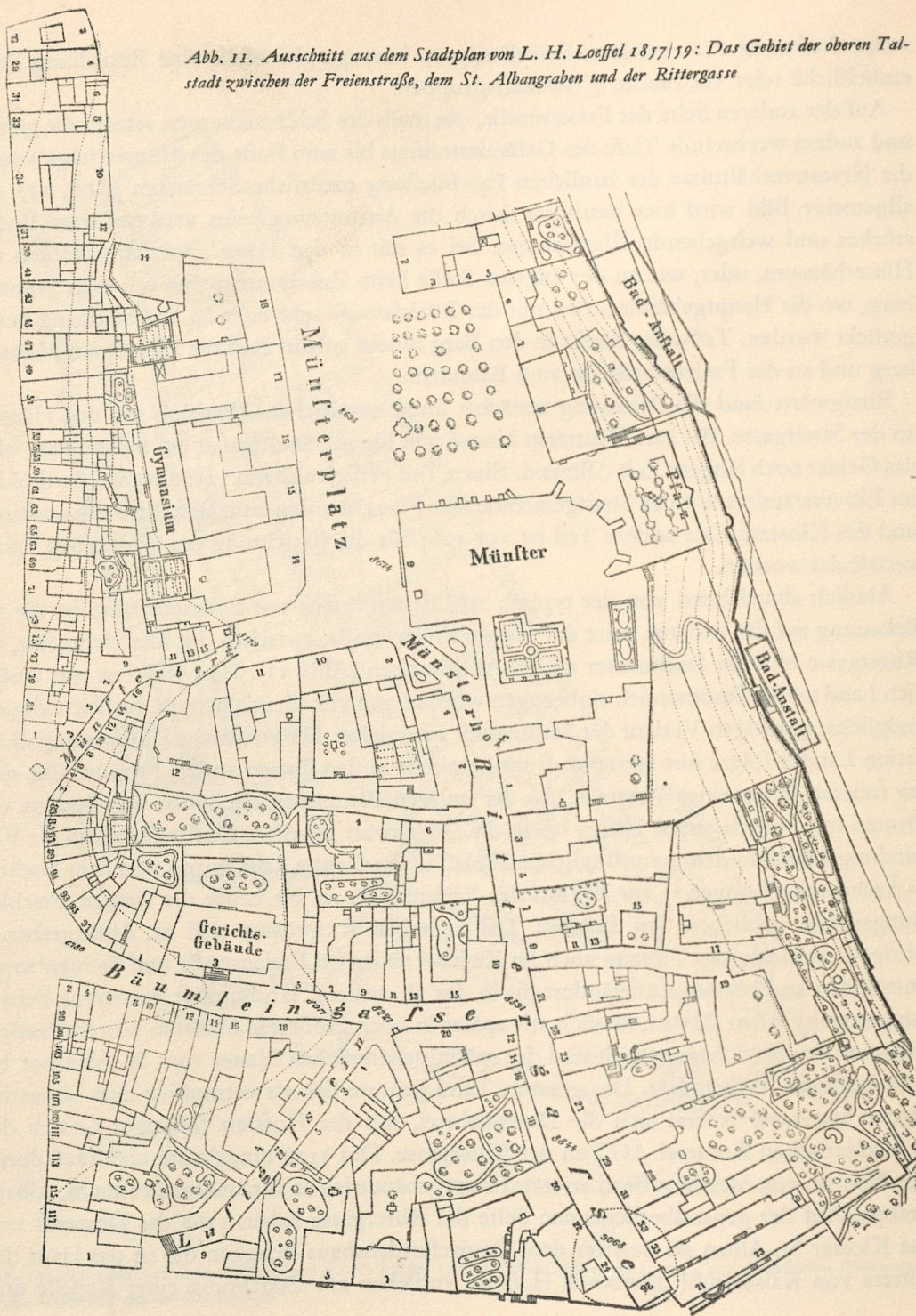
weise Auftreten der einzelnen Parzellentypen bezeugt gleichfalls eine Besiedlung durch einheitliche oder verwandte Wirtschaftsgruppen.

Auf der anderen Seite der Freienstraße, oberhalb des Schlüsselberges, setzten die geringe und zudem wechselnde Tiefe des Geländestreifens bis zum Fuße des Münsterhügels sowie die Niveauverhältnisse der baulichen Erschließung natürliche Schranken (Abb. 11). Das allgemeine Bild wird hier bestimmt durch die Ausnützung jedes verwendbaren Bodestückes und weitgehende Überbauung. Sei es mit in den Hang gestaffelten Höfen und Hinterhäusern, oder, wie an der engsten Stelle beim Zusammentreffen mit dem Münsterberg, wo die Hauptgebäude selbst mit der Rückfassade sehr nahe an den Steilhang herangerückt wurden. Teilweise direkt in den Berg hinein gebaut sind die Häuser am Münsterberg und an der Freienstraße bis zum Bäumlein.

Birsigwärts fand die Bebauung zunächst ihren natürlichen Abschluß mit den Häusern an der Streitgasse. Bis zum Bäumlein hinauf und bis zur Stadtmauer am Steinenberg blieb das Gebiet noch längere Zeit Allmend. Einen Teil verließ alsdann 1250 Bischof Berthold II. im Einverständnis mit der Stadtgemeinde den Franziskanern zum Bau ihrer Ordenskirche und des Klosters. Der andere Teil ist vor 1265 für die Errichtung des städtischen Spitals verwendet worden.

Ähnlich abweichend von der typisch städtischen intensiven Bodennutzung ist die alte Bebauung auf der anderen Seite der oberen Freienstraße, zwischen der Bäumleingasse, der Rittergasse und der Stadtmauer am St. Albangraben (Abb. 11). Hier wie dort war zusätzlich Land in den Stadtbereich einbezogen worden, um vor allem einen für die Verteidigung möglichst günstigen Verlauf der Stadtmauer zu erzielen. Die städtische Überbauung dieses freien Landes folgte nur zögernd. Bunt gemischt in den Typen an der Freienstraße, eher im freieren Sinne einer Vorstadt. An der unteren Bäumleingasse haben sich Spuren von Bauten mit vorgelagerten Höfen bis in die Gegenwart erhalten. Das Luftgäßlein als Verbindung zwischen dem ursprünglichen Einlaß in das Gebiet «auf Burg» und dem Stadttor («Äschenschwibbogen») am Beginn der Freienstraße ist bis heute die einzige Erschließungsstraße geblieben. Im äußeren Teil zwischen Rittergasse und St. Albangraben – übrigens in kleinerem Umfang auch im Zwickel zwischen Freienstraße und Steinenberg – entstanden und blieben unverändert bis in das 18. und 19. Jahrhundert vornehme Behausungen mit großen Gärten, ähnlich wie später in noch größerem Maßstab weiter draußen, zwischen der St. Albanvorstadt und der spätmittelalterlichen Mauer vom St. Albantor bis zum heutigen Äschenplatz. Das gesamte Land gehörte damals vermutlich dem Domstift. Mitten im Areal befand sich die Domprobstei, mit der Hofstatt (heutiger Garten der Schweizerischen Reederei AG.) an der Rittergasse. Das 1518 umgebaute und 1826 durch den Neubau von Melchior Berri ersetzte Hauptgebäude lag an der Stadtmauer am St. Albangraben. Auf der gegenüberliegenden Seite der Rittergasse haben 1268 das Domstift und das Kloster St. Alban als Besitzer dem Deutschordenshaus Beuggen die an das Haus des Ritters von Kaiserstuhl grenzende Hofstatt verliehen zur Errichtung einer Kapelle und

Abb. 11. Ausschnitt aus dem Stadtplan von L. H. Loeffel 1871/59: Das Gebiet der oberen Talstadt zwischen der Freienstraße, dem St. Albangraben und der Rittergasse



eines Ordenshauses. Unüberbaute Flächen waren demnach hier noch lange nach dem Einbezug in die Stadtbefestigung vorhanden. Auch die stattliche Breite der Rittergasse deutet auf eine geringe Nachfrage nach Boden hin, die ihrerseits wiederum eine dem vornehmen Quartiercharakter entsprechende Weiträumigkeit erlaubte. Es sind diese Verhältnisse letztlich auch eine Folge der andersartigen Entstehung der St. Albanvorstadt. Denn während sich sonst vor den Stadttoren als ungestüme Fortsetzung des städtischen Wachstums neue Quartierteile bildeten, vollzog sich hier die Entwicklung in umgekehrter Richtung. Innerhalb des Kunostores (Albanschwibbogen) blieb es still. Die um das Kloster St. Alban im Tal und oben am Hang entstandene ziemlich entfernte Siedlung wurde mit der Stadt verbunden; der Impuls zur Überbauung des Zwischenstückes kam von der Außenseite, eben von dem auf der Grundherrschaft von St. Alban entstandenen Gewerbeviertel.

Die Bildung des neuen Stadtzentrums

Wann die Besiedlung außerhalb der Burchard'schen Stadt eingesetzt hatte, und wie weit die Entwicklung zur Zeit der Ausscheidung der Pfarreien von St. Martin und St. Alban bereits gediehen war, ist nicht bekannt. Als sicher darf angenommen werden, daß das Quartier um St. Leonhard rascher die endgültige Dichte erreichte als die obere Talstadt rechts des Birsigs. Indessen haben die Gerbergasse wie die Freiestraße ihr repräsentatives Gepräge erst viel später durch die Zunfthäuser erhalten, nachdem aus den alten und neueren Teilen der Innerstadt seit dem Bestehen der Vorstädte eine auch innerlich konsolidierte Einheit entstanden war und sie zu den beiden Hauptsträngen der städtischen Wirtschaft wurden. Die Verlegung des Rathauses vom Fischmarkt an die Sporengasse und nach 1377 an die heutige Stelle, sowie die Entwicklung und Wanderung der Zunftsitze veranschaulichen im Detail diesen interessanten Prozeß der allmählichen Differenzierung der städtischen Struktur, und obwohl es sich zur Hauptsache um spätere Ereignisse handelt, rechtfertigt es sich dennoch, ihre Schilderung hier einzufügen. P. Koelner hat in seiner schön illustrierten «Basler Zunftherrlichkeit» den schon von Wackernagel in seiner Bedeutung erkannten Verlauf beschrieben. Anfänglich besaßen die Zünfte im Zentrum der Stadt, am Fischmarkt und in dessen Nähe ihre «Lauben», die als gemeinsame Verkaufsräume von den Zunftgenossen benutzt wurden. Für die Erledigung ihrer übrigen gemeinsamen Interessen, für ihre Zusammenkünfte und die Pflege des geselligen Lebens, dienten die «Stuben», die sich gewöhnlich in der Nähe der Lauben befanden. Durch das stetige Wachstum der Gewerbe seit dem 13. Jahrhundert erstarkten auch die Zünfte, vermehrte sich deren Einfluß auf das öffentliche Leben, vergrößerte sich ihre repräsentative Geltung. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begannen die Zünfte daher neue und größere Sitze zu errichten. Gleichsam als baulicher Ausdruck für die beherrschende Macht der in ihren Korporationen organisierten städtischen Wirtschaft. Jetzt entstanden die Zunfthäuser an den späteren Stellen. Die Verlegung mag durch verschiedene Gründe

bedingt gewesen sein. Einmal waren einzelne Gewerbe in den neuen Stadtteilen entstanden, wie die Gerber zu Füßen von St. Leonhard, deren Laube seit 1294 am Gerberberg stand, am Ort des nachmaligen Zunfthauses, oder sie hatten sich daselbst erneut konzentriert, wie die Schmiede am Spalenberg und die Weber in der Steinvorstadt. Wie weit die Umsiedlung der Gewerbe mit dem Wiederaufbau der Stadt nach dem Erdbeben zusammenhängt, ist nicht mehr ersichtlich; die Verlegungsdaten der Zunfthäuser schließen eine solche Beziehung nicht aus. Im Gesamtergebnis zeugt jedenfalls die neue Gruppierung der Zunftsitze für eine Anpassung an die veränderten Verhältnisse der nunmehr über ein größeres Gebiet ausgebreiteten städtischen Wirtschaft.

Mit Ausnahme der Bauleute (zu «Spinnwettern» Ecke Rheinsprung-Eisengasse, am Ort der heutigen Wepf'schen Buchhandlung) verblieben im ältesten Stadtteil einzig die mit dem Rhein verbundenen Zünfte der Schiffer (an der Schifflande, unterhalb des ehemaligen Rheintores) und die Fischer (Fischmarkt Nr. 10). In der Nähe ihrer gemeinsamen städtischen Verkaufszentrale, der Fleischbänke in der «School», behielten sodann die Metzger ihren Zunftstandort an der Sporengasse. Alle übrigen Zunfthäuser aber entstanden in den neueren Stadtteilen, wobei sich die vorwiegend am Handel interessierten Zünfte der Kaufleute, Krämer, Weinleute, Wechsler und Goldschmiede möglichst nahe beim Kornmarkt niederließen, während die Handwerkerzünfte fast insgesamt weiter talaufwärts an der Gerbergasse und an der Freienstraße ihren Sitz aufschlugen. Als erste waren die Kürschner 1353 von der Sporengasse an den Rindermarkt (untere Gerbergasse) gezogen. 1354 ließen sich die Schuhmacher oben an der Freienstraße nieder. 1364 werden erstmals die Schneider und Gartner an der Gerbergasse erwähnt. 1377 erwarben die Weinleute am Kornmarkt – wo der Weinhandel konzentriert war – den anfänglichen Teil ihrer heutigen Liegenschaft (Geltenzunft, Marktplatz Nr. 13). 1384 kauften die Scherer, Maler, Sattler, Sporer und Bader die hintere Hofstatt zum Himmel an der mittleren Freienstraße. Spätestens 1388 ist das Haus zum Bären an der Freienstraße (Nr. 34) in den Besitz der Hausgenossen gelangt, die vor 1345 am Fischmarkt (an der Ecke gegen die Stadthausgasse) ihre «Wechselloube» aufgegeben hatten. 1398 haben sich die Scherer und Bader nach der Trennung von den Malern, Sattlern und Sporern in einem eigenen Haus an der Freienstraße (Nr. 71) niedergelassen. 1411 gaben die Huf- und Waffenschmiede ihre Trinkstube hinter dem Spalenschwibbogen (dem alten, 1838 abgebrochenen Stadttor am Ausgang des Spalenberges gegen den heutigen Petersgraben) und die Messerschmiede ihre im Haus «zum Korb» an der Spiegelgasse befindliche Stube auf und vereinigten sich in der großen, vom Bischof erworbenen Liegenschaft zwischen Gerbergasse und Rümelinbach, die vordem von Beginen bewohnt gewesen war. Interessant ist das späte Erscheinen der Kaufleute und der Krämer an den neuen Orten. 1404 ging das Haus zum Schlüssel an der unteren Freienstraße käuflich in den Besitz der vornehmen Handelsherren über. Die Krämer, die 1345 eine eigene Trinkstube in der Nähe der St. Andreaskapelle besaßen, verlegten gegen Ende des Jahrhunderts ihren Sitz an die Gerbergasse (Nr. 12) und erbauten 1423 gegen-

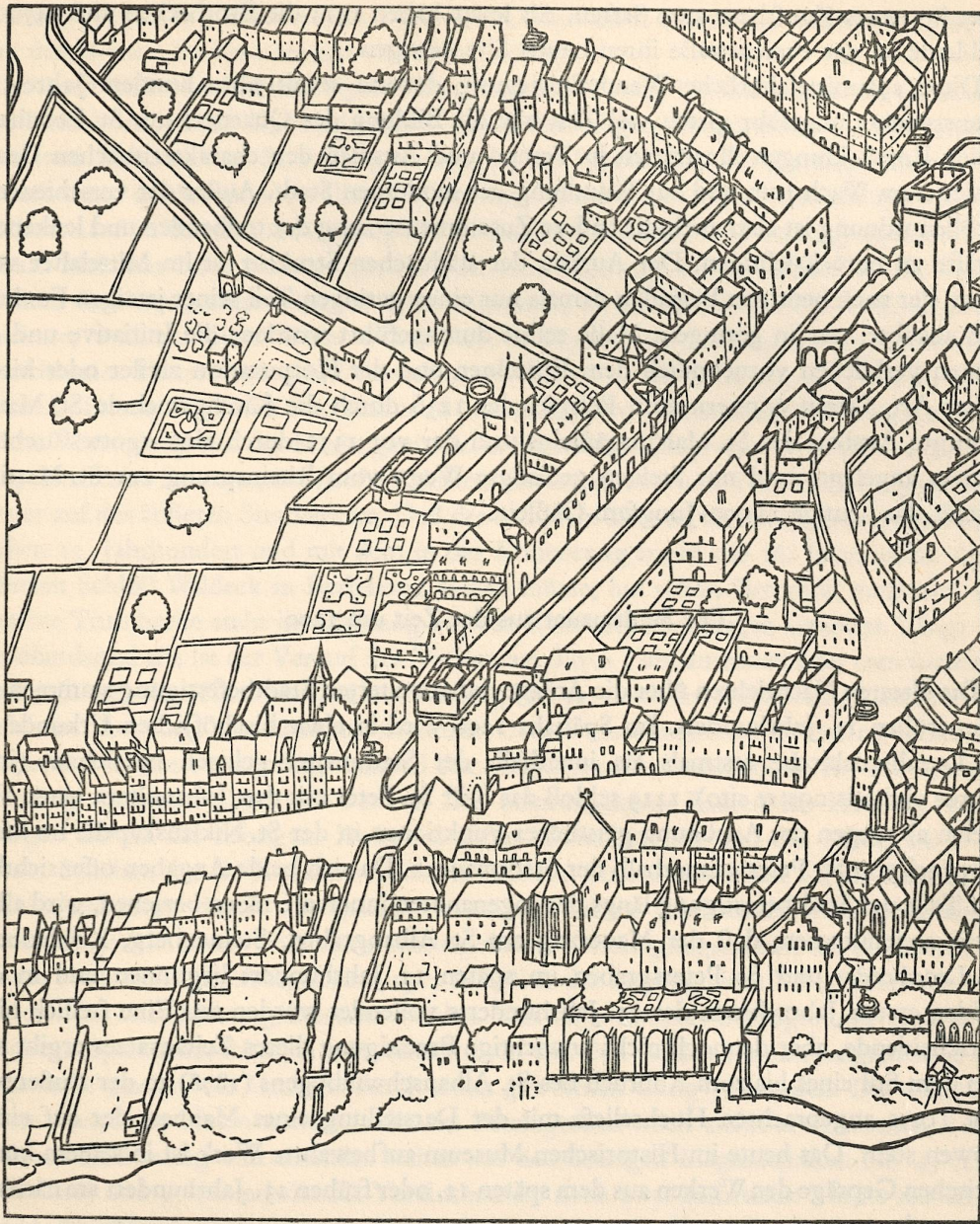


Abb. 12. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Die obere Talstadt. Teil hinter dem St. Albangraben

über ihr neues Zunfthaus zum Safran. Als letzte haben 1413 die Brotbecken und 1450 die Rebleute an der Freienstraße ihren neuen Sitz bezogen.

Diese spätmittelalterliche Wanderbewegung dauerte somit über hundert Jahre. Sie beanspruchte ungefähr gleich viel Zeit wie die Bildung des Quartiers um St. Leonhard. Beide Entwicklungen illustrieren in Tempo und Ausmaß den charakteristischen Unterschied zum Wachstum und zur Wandlung der modernen Stadt. Außer der verschiedenen Größenordnung ist aber auch die andere Zusammensetzung der treibenden und lenkenden Kräfte zu berücksichtigen. Der Ausbau der städtischen Struktur ist im Mittelalter vom Staat, der nach heutigen Begriffen damals nur einen geringen Teil seiner jetzigen Funktionen ausübte, nur in geringem Maße selbst durchgeführt worden; die Initiative und die Lasten verblieben vornehmlich dem Einzelnen und der Korporation ziviler oder kirchlicher Art. Daran erinnern zum Beispiel der 1236 durch die Kirchgemeinde St. Martin besorgte Ausbau des St. Martinsgäßleins und der vor 1352 durch eine «gottesfürchtige Person angelegte und mit Steinen gefestigte Weg» vom Rheinsprung zur St. Martinskirche, das heutige 11 000-Jungfern-Gäßlein.

Die Stadtmauer aus der Zeit um 1200

2. Mauer um 1200

Die ältesten Nachrichten über die Anlage der erweiterten Stadtbefestigung stammen aus dem frühen 13. Jahrhundert. Im Spätjahr 1206 wird in einer bischöflichen Urkunde die St. Leonhardskirche erstmals als innerhalb der Stadtmauer gelegen bezeichnet (*infra muros civitatis nostre sito*). 1219 schloß das Stift St. Peter mit den Johannitern einen Vergleich ab wegen der Ausübung geistlicher Funktionen in der St. Niklauskapelle im Pfarrsprengel von St. Peter «innerhalb der Stadtmauer». Da sich beide Angaben offensichtlich auf Teile der Stadtbefestigung längs der sogenannten inneren Gräben beziehen, wird allgemein angenommen, daß der Mauerzug am St. Albangraben, Steinenberg, Kohlenberg, St. Leonhards- und St. Petersgraben im späten 12. Jahrhundert begonnen und in den beiden ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts vollendet worden sei. Eine freilich nicht entscheidende, aber dennoch nicht unwichtige Bestätigung dieses Zeitansatzes ergibt sich aus dem Stil eines bis zum Abbruch des St. Albanschwibbogens (1878) an der Außenseite des Tores angebrachten Hochreliefs mit der Darstellung eines Mannes, der auf einem Löwen steht. Das heute im Historischen Museum aufbewahrte Werk ist in seinem künstlerischen Gepräge den Werken aus dem späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert am nächsten verwandt.

Wiederum handelt es sich um ein Unternehmen, das gleichzeitig auch in Lüttich (1203) und Tournai (1202) einsetzte, in den beiden belgischen Städten indessen erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts zum Abschluß gelangte. In zahlreichen anderen Städten, zum Beispiel in Mecheln (1264–1301), Brügge (1293–1300), Aachen (1300–1350), Brüssel (1357–1379),

Löwen (1357-1363), Worms (um 1370-1400), Maastricht (Ende 14. Jahrhundert) ist der Bau der zweiten Stadtmauer erst viel später erfolgt.

In Basel sind verschiedene Teile dieser Stadtbefestigung bis heute erhalten geblieben: Am Rheinbord bei der Wettsteinbrücke – beim ehemaligen «Harzgraben» – der Unterbau von zwei Türmen. Am St. Albangraben steht die Schmalseite des Gartenpavillons vom Ritterhof auf der Ringmauer. Über Verlauf und Stärke dieser Mauer unterrichtet ein vom Stadtrat 1826 in der Baubewilligung für die beiden Gebäude Nr. 5 und 7 gemachter Vorbehalt. Melchior Berri hatte vorgeschlagen: «die Façen der neuen Häuser auf die äußern Limiten des Anzuges der dortigen alten Stadtmauer zu setzen», was aber das Stadtbauamt ablehnte, weil auf diese Weise «diese beyden Façen vor denjenigen der beydseitigen benachbarten Häuser bedeutend vorstehen würden». Für die Richtung der Fassade wurde daher die innere Flucht der Stadtmauer als Normallinie vorgeschrieben. Wohl die eindrucklichste Vorstellung von der Mächtigkeit dieser Stadtbefestigung vermitteln die am Kohlenberg erhaltenen Baureste, der große Eckturm des Lohnhofes und Teile der heutigen Stützmauer auf der äußeren Straßenseite. Daß der Eckturm älter sei als die Stadtmauer aus dem frühen 13. Jahrhundert und mit dem in der Erinnerung bis in das 16. Jahrhundert überlieferten Schloß Wildeck in Beziehung stehen müsse, hat schon Bernoulli vermutet. Die massive Turmbreite steht im Einklang mit der Weite des ehemaligen Grabens. Längs des Leonhardsgrabens ist der Verlauf der Stadtmauer durch Fundamentreste an verschiedenen Stellen (hinter dem Haus am Oberen Heuberg Nr. 32, sowie im Keller des Hauses Nr. 16) gesichert. Ihre Lage wie übrigens auch die Art der ursprünglichen Bebauung hinter der Stadtmauer können neuerdings anhand der sorgfältigen Aufnahmepläne für die Altstadt-sanierung vermehrt abgeklärt werden. Die ursprünglichen Bauten am Heuberg waren weniger tief als die heutigen. Zwischen ihren Hinterfassaden und der Mauer blieb ein offener Streifen, der als Rondenweg diente und erst überbaut worden ist, als die «innere Stadtbefestigung» durch die spätmittelalterliche äußere Stadtmauer ihren ehemaligen Zweck eingebüßt hatte. Über das wohlausgebaute Verteidigungssystem des Stadtores am oberen Ende des Spalenberges sind 1923 anlässlich der Legung eines Telephonkabels sehr interessante Aufschlüsse gewonnen worden. Der 1230 erstmals bezeugte und 1838 abgebrochene Spalenschwibbogen war unterirdisch mit den beiden Flankierungstürmen der Zugbrücke jenseits des Grabens durch einen gewölbten Gang verbunden. Die detailliertesten Auskünfte bieten natürlich die am Petersgraben noch sichtbar erhaltenen Reste. In 55 m Entfernung von einander stehen auf den heutigen Liegenschaften Nr. 43 (Zerkindenhof) und 35 (unterhalb des Vereinshauses) noch zwei halbrunde Türme der Ringmauer, die ehemals circa 3,8 m in den Graben vorsprangen. Ihre Mauern sind unten circa 0,8 m dick. Beim oberen Turm wurde auch ein Stück der inneren Grabenmauer festgestellt, beim unteren konnte die Stärke (1,6 m) und ungefähre Höhe (7 m von der Fundamentsohle bis zur Krone) der Ringmauer nachgewiesen werden. Der am Heuberg wenigstens aus den erwähnten Aufnahmeplänen ablesbare Rondenweg ist hier beim Hause Nr. 35

durch die erst in einem Abstand von 3,1 m von der Ringmauer vorgefundenen Reste mittelalterlicher Hausbauten bezeugt. Als letzte Bestandteile dieser Stadtbefestigung gelten schließlich noch das Mauerstück unterhalb des Pfarrhauses von St. Peter (St. Peterskirchplatz Nr. 8) und der im Seidenhof eingebaute Eckturm am Rhein.

In Verbindung mit den zahlreichen Abbildungen der im 19. Jahrhundert abgebrochenen Tore und teilweise schon früher aufgefüllten Gräben ist also wenigstens in den allgemeinen Zügen die Beschaffenheit der ganzen Wehranlage noch erkennbar. Sie wies eine Frontlänge von 1660 m auf und war an den Enden und Ecken der Ringmauer mit größeren Vierecktürmen verstärkt. Zum Schutz der Stadteingänge dienten vier Tore (Kunos-, Eschemars-, Spalen-, Kreuztor, die «Schwibbogen»). Zur Verteidigung der Ringmauer waren – vorausgesetzt, daß die am Petersgraben erhaltenen die Regel illustrieren – in Abständen von jeweils 55 m etwa zwanzig in den Stadtgraben vorspringende halbrunde Türme bestimmt. Die ganze Anlage entstammt einem klaren Geist. Zur möglichen Sicherung der Talstadt wurden die Mauern und Tore auch dort, wo die städtische Siedlung noch nicht dazu zwang, konsequent über die Talhänge hinaus, auf das obere Plateau verlegt, überall unter geschickter Nutzung der natürlichen Hilfe des Geländes und älterer Wehrbauten. In erster Linie wurden mit dem Mauerbau bereits vorhandene oder im Ausbau begriffene Stadtteile in den gemeinsamen Schutz aufgenommen. Von der baulichen Entwicklung der Stadt aus betrachtet, bildet das Unternehmen daher eher den markierten Abschluß einer weiteren Etappe des bisherigen Wachstums. Nur dort, wo die strategischen Interessen es verlangten, wurde auch offenes Land in die Befestigung einbezogen, im übrigen aber deren Umfang der verfügbaren städtischen Streitmacht angepaßt. Die bereits vor dem Spalen- und St. Johanns-Schwibbogen vorhandenen Siedlungen im Gebiet der heutigen Spalen- und St. Johannsvorstadt blieben außerhalb der Stadtmauer, gehörten aber dennoch teilweise zu städtischen Pfarrsprengeln. Dieser Ausschluß ist als eine typische, in anderen Städten ebenfalls nachgewiesene Maßnahme zu betrachten. In Basel wahrscheinlich durch das begrenzte Leistungsvermögen der Stadtgemeinde und die geringe Siedlungsdichte der Vorstädte bedingt, während zum Beispiel in Ypern, Brüssel und Löwen das in der Innerstadt herrschende Patriziat «la tumultueuse population ouvrière des faubourgs» (Ganshof) auf diese Weise vom Stadregiment fernhalten wollte.

Das riesige Werk ist entstanden zur Behauptung der eigenen Macht, zum Schutz der nächstgelegenen Interessen, zur Bewahrung von Leben und Gut der damaligen Bürger. In der Beschränkung auf das unmittelbar Notwendige unterscheidet es sich von der bewußt weitausgreifenden spätmittelalterlichen Stadtbefestigung nach dem Erdbeben. Das unternehmungslustige Einbeziehen zukünftiger Möglichkeiten in die eigenen Dispositionen, wie es Bischof Heinrich von Thun als Stadtherr wenige Jahre später mit dem Bau der Rheinbrücke und der planmäßigen Anlage der Stadt Kleinbasel bewies, ist für das Denken der damaligen Bürger nicht primär entscheidend. Ihre Unternehmen sind aber deswegen nicht minder vorbedacht. Wohl bleiben die Ziele nahe gesteckt, aber so, daß die nächste

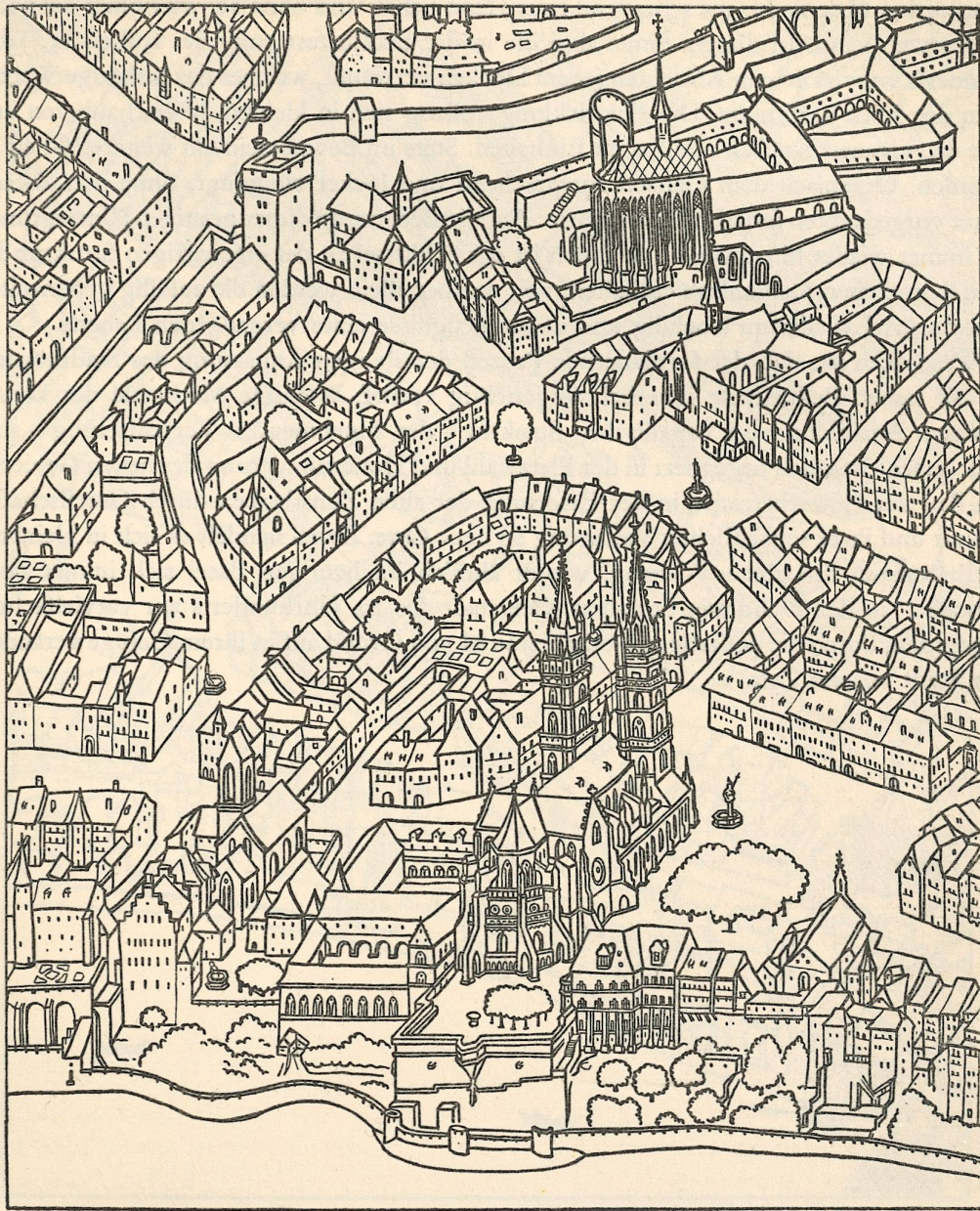


Abb. 13. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Die obere Talstadt. Obere Freiestraße, Bäumleingasse, Münsterplatz

Generation über sie hinaus schreitend freie Hand behält und ohne Schwierigkeit die nächsten setzen kann. In diesem Sinne sind die in der Stadtbefestigung des frühen 13. Jahrhunderts verwirklichten Absichten jenem Denken verwandt, welches das bisherige Wachstum der Stadt bestimmte. Die Entwicklung vollzog sich in kleinen, überschaubaren und mit den eigenen Kräften erfüllbaren Einheiten. Stets im Bewußtsein ein weiteres Glied zu schaffen. Organisch dem Ganzen entsprechend und locker eingefügt, ohne den Zwang einer vorgedachten fertigen Gesamtform. Auf die Bedeutung dieser geistigen Hintergründe ist immer wieder hinzuweisen. In ihnen ist der Schlüssel zu der eigenartigen Struktur der mittelalterlichen Stadtanlage enthalten, von dorthin allein werden die zufällig vereinzelt Überbleibsel wiederum lebendig und damit Zeugnisse eines vergangenen Lebens.

Wesentlich ist, daß der fortdauernde Prozeß der stetigen Anpassung des Stadtkörpers an die neuen Bedürfnisse innerlich folgerichtig verlief. Wichtige Merkmale der konsequenten Ausbildung der organischen Struktur – der zunehmenden Verstädterung – sind uns verschiedentlich begegnet: in der Platzwahl und Dimensionierung der neuen Gevierte, im Bau der Gewerbetische, in der Ersetzung der alten Zunftlauben durch Gesellschaftshäuser und ihrer schließlichen Verlegung an neue Orte. Dabei handelt es sich in kleineren Verhältnissen um einen Vorgang, wie er ähnlich im heutigen Basel sich immer noch abwickelt in der Wandlung der alten Kleinstadt des 19. Jahrhunderts zur vervielfachten modernen, durch die neuartigen Verkehrsmittel von Grund auf in ihrem Gefüge veränderten Stadt unserer Zeit.

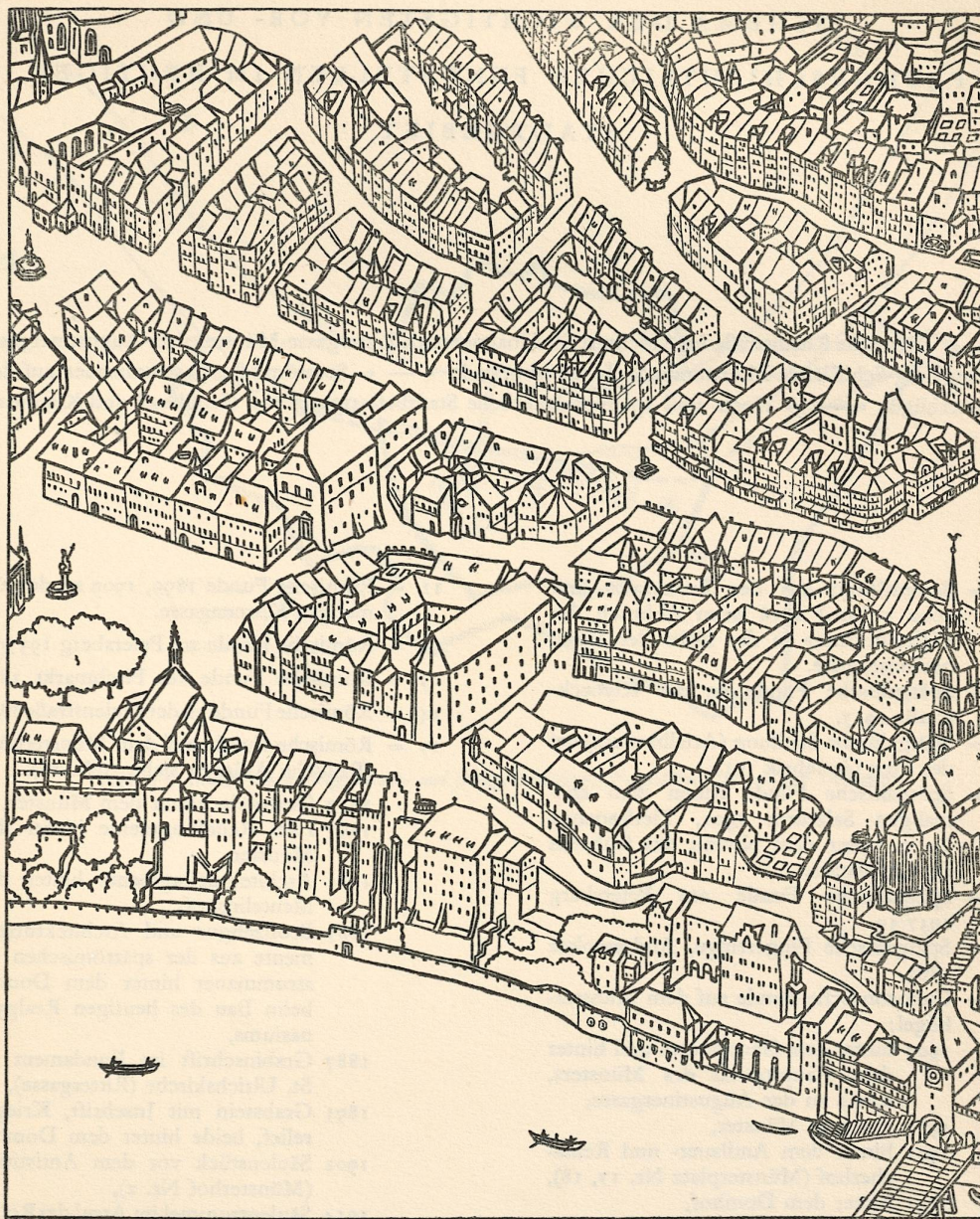


Abb. 14. Ausschnitt aus dem Stadtplan von Matthäus Merian 1615: Die obere Talstadt. Mittlere und untere Freiestraße, im Vordergrund Augustinergasse und Rheinsprung